

Die Gartenlaube



Aufnahme
Paul Unger

Vom Ohr zum Herzen

Frau Margot. Sie sind seit zwei Jahren verheiratet und haben Ihrem Mann, um ihm eine Freude zu machen, ein Paar Pantoffel zum Geburtstag gestickt. Nun sind Sie sehr gekränkt und traurig, weil er dieses mit viel Liebe vorbereitete Geschenk mit einem unverkennbaren Verlegenheitslächeln angenommen hat.

Sehen Sie — Pantoffel zu schenken, das geht eigentlich wirklich nur, wenn man sie mit einem ganz besonderen und diskreten Geschmack ausstattet; gerade dieser Gabe haftet für uns heutige Menschen leicht ein Hauch von Lächerlichkeit an. Wenn auch ungeschrieben, so scheint über solchen Dingen — wenn sie nicht eine besondere künstlerische Note auszeichnet — immer noch zu stehen: Nur ein Viertelstündchen, Morgens, Anregungen für Arbeiten, die dem Zeitgeschmack entsprechen, daß Sie wirklich nicht länger um Ihre Pantoffel trauern, sondern mit frischem Mut eine neue Arbeit beginnen sollten, die dann auch vor der eheherrlichen Kritik bestehen wird. Regieren Sie ruhig ohne Pantoffel — Sie werden bestimmt weiterkommen!

Holland. Sie sind vor drei Jahren mit Ihrer jungen Frau nach Holland gezogen, weil sich Ihnen dort eine gute Anstellung bot. Sie haben sich dort verhältnismäßig schnell eingewöhnt, aber Ihre Frau leidet bis heute an Heimweh; ihrem Brief nach zu urteilen, ist sie geradezu heimwehkrank.

Ich halte es nicht für richtig, so kategorisch zu erklären, eine Frau müsse überall leben können, wo sie mit ihrem Mann ist. Ihr Brief macht mir nicht den Eindruck, als wenn es Ihrer Frau am guten Willen gefehlt hätte. Sie hat aus Liebe geheiratet und ist gleich nach Ihrer Hochzeit fortgezogen, gewiß in dem großen Glücksgefühl, das eigene Heim an der Seite des geliebten Mannes zu finden, gleichgültig, wo dieses Heim begründet wurde. Und dann hat dies Gefühl vor der Wirklichkeit nicht bestanden, hat auch die glückliche Ehe die Bindungen an die Heimat nicht lösen können. Warum gleich von Schuld sprechen? Sehr verschieden nach Art und Stärke sind die Wurzeln, mit denen die einzelnen Menschen in ihrer Heimat haften, und wenn die einen überall leben können, wo sie Arbeit und Glück finden, so gibt es andere, die in der Fremde hoffnungslos ent wurzelt bleiben, den Pflanzen gleich, die in fremdem Erdreich nicht zur Blüte kommen. Um so schwerer ist die Lage für Ihre Frau, weil die Ehe kinderlos geblieben ist, denn die Herzen ihrer Kinder sind vielleicht die einzige Heimat der Frau, die nicht an einen Ort gebunden ist. Nur mit sehr viel Güte und Opfer-

willen werden Sie Ihrer Frau helfen können und damit Ihrer Ehe helfen. Wenn Sie aber irgendwann einmal — es muß ja nicht gleich sein — die Gelegenheit haben, nach Deutschland zurückzukehren, sollten Sie zugreifen; ohne Groll freilich, ohne Vorwürfe, sonst würde auch die Heilung das erste Glück nicht wieder auferstehen lassen.

F. M. Sie sind seit mehreren Jahren verheiratet und leben mit Ihrem Mann in einer kleineren Universitätsstadt. Ein verheirateter Berufskollege verkehrt mit seiner Frau in Ihrem Hause, und die anfangs herzliche Freundschaft wird jetzt getrübt durch „gesellschaftliche Unkorrektheiten“.

Sie haben sich darüber geärgert, daß das Ehepaar nicht öfters von selber zu Ihnen kommt, sondern immer eine offizielle Einladung abwartet, während Sie öfters hingehen. — Ihre Verstimmung ist verständlich, nur gehen Sie in Ihren Vorwürfen zu weit. Sie dürfen nicht den Fehler machen, die andern Menschen nach Ihrem eigenen, impulsiven Naturell zu beurteilen, und müssen nicht annehmen, daß hinter Zögern und Abwarten immer ein Mißtrauen oder eine Geringschätzung stehen muß. Nichts ist unangenehmer und belastender bei einem geselligen Verkehr, als wenn „abgerechnet wird“, wer nun mit einem Besuch „dran“ ist. Diese Denkweise gehört noch in eine Zeit, in der man um etliches weniger freimütig und sachlich war, als man heute ist — oder wenigstens zu sein behauptet. Genau die gleichen Einwände, die Sie in Ihrem Schreiben machen, könnten Sie in freundlicher Form und vor

allem ohne persönliche Gereiztheit dem Ehepaar offen erklären, dessen Nichtkommen Sie in solchen Zorn versetzt hat. Man begehrt gar zu oft den gleichen Fehler, bei einer falschen Handlungsweise des andern irgendeine Böswilligkeit anzunehmen, während man für sich selber die Selbstverständlichkeit sauberer Beweggründe in Anspruch nimmt.

Hella. Sie sind in Sorge um Ihre ältere Schwester, die in einer kleinen Stadt Süddeutschlands ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben führt.

Ich glaube, Sie geben sich einer Selbsttäuschung hin, indem Sie das Leben Ihrer Schwester allzu sehr von der Warte Ihrer eigenen Ansprüche aus sehen. Glauben Sie wirklich, daß man nur in der Großstadt glücklich sein kann, daß die Mannigfaltigkeit der Zerstreuungen allein ausschlaggebend ist? Ihre Schwester ist heute 28 Jahre alt und führt einer alten Lante die Wirtschaft; fragen Sie einmal die gleichaltrigen alleinstehenden Mädchen, die zum großen Teil ihre Tage für ein bescheidenes Entgelt im Büro und ihre Abende im möblierten Zimmer verbringen, ob ihr Leben so sehr viel inhaltreicher ist! Es will mir auch nicht einleuchten, warum die Schwester im Getriebe der großen Stadt eher „einen Mann kriegen soll“, als in dem kleinen Ort, wo sie eine private Geselligkeit mit vielen Familien verbindet. Nach Ihrer Schilderung macht Ihre Schwester durchaus keinen unglücklichen Eindruck; und gerade dies finden Sie so gefährlich. Ich halte eher Ihre gewiß sehr gut gemeinten Beglückungsabsichten für gefährlich, da Sie die ganze Frage vollkommen durch die eigene Brille sehen.

In der nächsten Nummer

Mutterleben. Von Annemarie Mampel

Der Freund

Ein zeitgemäßes Zwiegespräch von Dr. Alexandra von Harnier

Feiert mehr Feste mit euren Kindern!

Eine Anregung von Helene Düvert

Frühe Versäumnisse — späte Seelen-schäden

Psychologische Studie von Elli Achelis-Lehbert

Mütter des kommenden Geschlechts

Von Dr. Doris Jaehner

Beide Romane in Fortsetzungen

Mode: Für Schule und Haus.

Gestricktes und Geschneidertes

Küche: Ernährung im Wachstumsalter

Lottchen hat Geburtstag

Theater und Film

Der Radio-Doktor

Jung sein

durch tägliches Abpudern mit Vasenol-Körper-Puder, der die Haut erfrischt und belebt, die Leistung steigert, Wäsche und Strümpfe schont. — Darum unentbehrlich:

Vasenol

KÖRPER-PUDER



Sehr beliebt

bei jung und alt
ist das gute
„Soziodol“
Schnupfen-
Pulver.

Es beseitigt rasch
und gründlich
selbst den

stärksten Schnupfen.

Preis: RM. 0,45 und
RM. 0,68. Nur echt mit
Ausdruck H. Tromms-
dorff Chem. Fabrik
Machen. Aufz.: Soziodol®-Zinc 3,5%, Mentol u. Nylol.



Die Gartenlaube



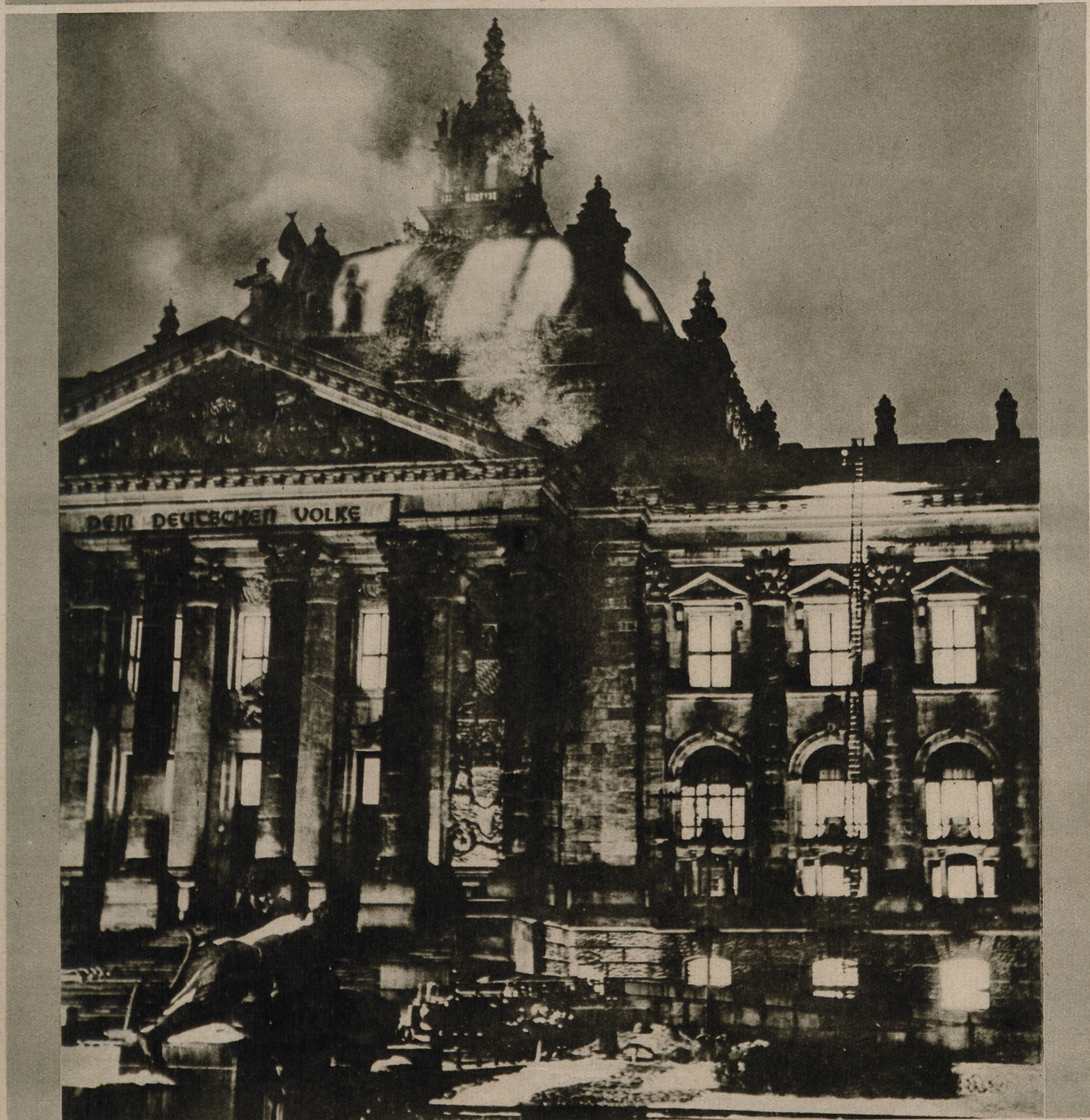
Berlin, 9. März

Begründet 1853

Nr. 10

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Der Reichstag in Flammen!

Das Gebäude des Deutschen Reichstags ist in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar von kommunistischen Verbrechern an vielen Stellen zugleich in Brand gesteckt worden. Das Feuer breitete sich sehr rasch aus und zerstörte außer einem großen Teil der Inneneinrichtung den Plenarsitzungssaal mit der Kuppel. Erst nach zweistündiger angestrengter Arbeit der gesamten Berliner Feuerwehr konnte der Brand eingedämmt werden.

Aufn. Schierl

Schöpferische Kopisten

Von Wilhelm Boeck



Aus einer wenig bekannten Radierung des italienischen Barockmeisters Pietro Testa . . .

kopien aus. Und es bedarf schließlich gar nicht einmal des Vergleichs mit dem älteren Wert, um die Auflehnung im jüngeren zu bemerken: Wer sich in beider Meister, des älteren und des jüngeren, Art hineingesehen hat, kann ohne weiteres schließen, welcher Natur die Abweichungen sein werden. So belehren uns Kopien mitunter eindringlicher über das Wollen ihrer Schöpfer als deren selbständige Arbeiten, da sich in ihnen nur die Quintessenz des Strebens durchzusetzen vermag. Zudem ist meist ein starker



.. entwickelte Anselm Feuerbach eine seiner in Geist und Farbe großartigsten Schöpfungen, das „Gastmahl des Plato“

Kopie und Kopie sind zweierlei. Und zwar gibt es nicht nur gute und schlechte Kopien, sondern eigentliche und solche, die gar keine mehr sind. Und von diesen letzteren soll die Rede sein. — Wie das schwache Talent in der Kunst allemal ein besserer Lehrer für den Nachwuchs ist als das starke, dessen Erzeugnisse die Schüler zur Übertreibung anregen, so ist der unpersönliche Künstler auch eher imstande, eine treue Kopie zu liefern als der genial begabte, dessen eigener Stil sich immer wieder vor den des Vorbildes drängen will. Wer an eine Kopie die Forderung genauester Nachahmung stellt, wird sie stets nur von dem selbstlosen und bescheidenen Talent befriedigt finden, ganz abgesehen davon, daß er das urwüchsig schaffende nur unter besonderen Umständen zu einer derartigen Arbeit wird veranlassen können. Es geht mit der Kopie ähnlich wie mit dem Porträt, das ja normalerweise die Erscheinung eines Gesichts kopieren soll. Aber diesem trockenen Anspruch auf unbedingte Ähnlichkeit genügen nur Künstler, die es fertig bringen, ihren Genius zu verleugnen, was ja wohl als die stärkste Zumutung für jedes Künstlertum gelten kann. Die anderen schaffen im seelischen Zwiegespräch mit ihrem Modell ein Bildnis, das neben Zügen des Dargestellten auch ihre eigenen trägt. Es liegt ein besonderes Geschick darin, daß die größten Porträtisten mehr sich als die Dargestellten in ihren Bildnissen gaben.

Und ebenso ist es mit der Kopie. Wie den Bildnissen großer Porträtmaler merkt man auch häufig den Kopien großer Meister einen gewissen Widerwillen an, der ihr Schaffen begleitete, auch wenn es freiwillig war. Denn wenn sie schon kopierten, muß man voraussetzen, daß sie es aus Bewunderung ihres Vorbildes und zur eigenen vervollkommenheit taten, was indes nicht hinderte, daß sie sich während der Arbeit doch regelmäßig beengt und gebunden vorkamen. Dieses dauernde Revoltieren gegen das Vorbild, das sich ganz deutlich verrät, macht den eigentlichen Reiz beim Betrachten solcher Meister-



Tizians leuchtend schönes Brautbildnis und —

jugendlicher Drang in ihnen verborgen, denn gegebenerweise ist es für gewöhnlich der unfertige Künstler, der kopiert.

Die Fülle des Materials ist gewaltig groß und der einzelne Fall nicht immer aufschlußreich. Wir suchen darum im folgenden einige Gesetzmäßigkeiten an Beispielen der Malerei herauszustellen. — Daß im allgemeinen Werke solcher Meister kopiert werden, zu denen der Kopist eine gewisse Wahlverwandtschaft empfindet, braucht kaum betont zu werden. Daß Dürer den Mantegna kopiert, ist darum weniger interessant, als daß der so gänzlich anders gerichtete Correggio es tut. Was ihn innerlich mit Mantegna verbindet, ist recht gering, und beider illusionistische Tendenzen stehen auf einem anderen Blatt. Trotzdem ist nicht an der Tatsache zu rütteln, daß der vielleicht weiblichste Künstler Correggio in mehreren Jugendwerken die strengen Typen des männlichen Mantegna kopiert. Er tut es auch mit so starkem inneren Widerstreben, daß er sich Freiheiten erlaubt, die das

Wesen der Kopie überhaupt aufzuheben scheinen. Es ist nicht einmal ersichtlich, an welche der verschiedenen Varianten des Judith-Themas bei Mantegna er sich gehalten hat; jedenfalls stimmt seine Kopie mit keiner der erhaltenen Ausformungen annähernd genau überein. Aber lassen wir die Neugestaltung der Komposition im Halbfigurenformat ganz beiseite, so hat die heldenhafte Jungfrau bei Correggio eine dem Vorbild unbekannte zauberische Anmut bekommen, wie andererseits die



Die plastisch gezeichnete Judith-Darstellung von Mantegna wird von dem Lichtmaler Correggio in eine Hell-dunkel-Komposition frei übersetzt (rechts)



ter Naivität gepaart, besitzt, ist Rubens' Neuschöpfung von unverhüllter Begehrlichkeit und höherer geistiger Bewußtheit erfüllt. Wie hoch dem schwer zu zügelnden Rubens die beim Kopieren im ganzen geübte Beherrschung anzurechnen ist, seine Mentalität läßt er doch keineswegs unterdrücken.

Das wichtigste Dokument einer Art von Kopiertätigkeit, die ebenso allgemeine Verbreitung hatte wie sie durch die flüchtige Skizzierung des Zeichners zu persönlichen Ungenauigkeiten einlud, besitzen wir in van Dycks Skizzenbuch, das er auf seinen Reisen in Italien mit sich führte und worin er mehr Bildgedanken als Bilder festhielt. Hier sah der Künstler sein Vorbild vielfach schon gar nicht mehr als Studienobjekt, vielmehr schon auf die Verwertbarkeit der darin enthaltenen Ideen für seine eigene Produktion an. Ähnliches gilt von Rembrandts Kopien, der sein Vorbild unter der Hand stets gründlich umgestaltet, selbst wenn es ein so erhabenes ist wie Leonardo da Vinci. In einer Zeichnung von 1635 „kopiert“ der große Holländer Leonardos Mailänder Abendmahl. Das ist auf den ersten Blick unverkennbar; vergleicht man dieses selbst aber, so schwinden die Übereinstimmungen auf ein Geringes zusammen. Die Tafel scheint bei Rembrandt noch länger gestreckt, Christus in der Erregung, die ihn umbrandet, noch ein-



Rubens' Kopie danach, im Kostüm bereichert und im Sinne seines eigenen Ideals weiblicher Schönheit korrigiert

Süßlichkeit ihrer Dienerin sich zu einer elken Grimasse verzerrt hat. Die auffälligste Verschiedenheit bedeutet aber trotzdem das Hinzuziehen der Fadel und die dadurch hervorgerufene stimmungschaffende Lichtwirkung, für die bei Mantegna höchstens unbedeutende Ansätze vorlagen. Die Lösung des Rätsels, wie Correggio überhaupt dazu kam, den ihm artfremden Mantegna zu kopieren, liegt wohl in der Zielbewußtheit des jungen Malers, der die überragende Persönlichkeit seines Kreises in Mantegna erkannte und sich mit ihm auseinandersetzte, um dadurch seine eigene gegenteilige Art zu formen.

Daß Rubens' Michelangelo und Tizian kopiert hat, erscheint uns natürlicher, geht doch auf diese beiden das plastische bzw. malerische Element seiner Kunst zurück, und besonders

als Fortsetzer Tizians hat man ihn immer empfunden. Um so beachtlicher ist die Differenz zwischen Kopie und Vorbild, die Rubens' Wesensart entschleiert, wenn wir seine „Neuermählte“ in Wien mit ihrem Dresdener Vorbild vergleichen. Da fallen nicht so sehr die gewiß bezeichnenden Veränderungen in Einzelheiten, die größere Ausladung des stoffreichen Rockes, die plastischer gebildeten Brüste, das Hervorheben der Stückerie u. dergl., auf als das verschiedene Wesen der Sinnlichkeit im Gesichtsausdruck. Indem man die Kopfbildung von Tizians Original renaissancemäßig, die der Rubensschen Kopie als barock kennzeichnet, bleibt man nur an der Oberfläche der Betrachtung. Während Tizians Frau einen persönlichen Adel, mit schlich-



Die steigende Angst vor dem Plagiat hat im 19. Jahrhundert das Kopieren im hier gebrauchten Sinne als schädlich erscheinen lassen, die modernen Meister lehnten die Auseinandersetzung mit den „Alten“ schroff ab und suchten mehr oder weniger führerlos ihren Weg. Vielleicht der letzte große Vertreter der alten Gesinnung im 19. Jahrhundert war Anselm Feuerbach, der sich nicht gescheut hat — trotz der unauf-



Heinrich VIII. von England in Holbeins breitbeinig-kecker Auffassung liefert Joshua Reynolds nach über 200 Jahren das Vorbild für sein übermütig-unschuldiges Knabenbild „Master Crewe“ (rechts)

samer; die Spannungsgeladenheit der Gruppen hebt Leonardos kunstvolles Gefüge auf, um den Ausdruck der Figuren gewitterig zusammenzuballen. Alles in allem gibt es kein schöneres Zeugnis für Rembrandts individuelle Spiegelung einer wahlverwandten Natur als diese scheinbar unehrfurchtige Zeichnung.

hörlichen Selbstquälereien, denen er sich dadurch aussetzte —, seine wahlverwandten Vorbilder, Michelangelo, Raffael, Tizian, Tiepolo, zu kopieren und dem Vergleich mit ihnen gerade ins Auge zu blicken. Dem verdankte er sein ungetrübbtes Urteil über die Kunst der Zeitgenossen, und wenn es seiner allzu bildsamen Natur auch gelegentlich geschadet hat, so hat es seiner Persönlichkeit doch erst die Größe verliehen, die sie zweifellos besaß.

Wie er als Knabe fast für sein italienisches Stipendium mit einer Kopie von Tizians „Assunta“ danken mußte, so bekannte er sich auf der Höhe seines Schaffens zu einem römischen Barockkünstler, der ihm auch innerlich durch sein melancholisches Temperament nahesteht, Pietro Testa, der 1650 im Tiber den Tod suchte.

Aus Testas Kupferstich „Das Gastmahl des Platon“ nahm Feuerbach die klassizistischen Architekturformen, schöpfte er manche Anregung zur Bewegung und Beteiligung der einzelnen Gestalten, destillierte er aber vornehmlich den Geist des rhetorischen Gegenspiels der Weisen, um alles durch Vereinfachung und Beseelung zu erhöhen. Wer würde vermuten, daß der absolut von innen gereiften Komposition des „Gastmahls“ ein alter Stich zugrunde liege? Ich glaube, ohne die Kenntnis käme ebensowenig jemand auf diese Annahme wie auf jene andere, daß die Tänzerin links sich an die antike Statue einer Bacchantin anlehnte oder das zart schimmernde Wandgemälde rechts an die Fresken des Bettierhauses zu Pompeji.

Die Ursprünglichkeit des Schaffens ist keineswegs an die Originalität der Erfindung gebunden; sonst müßte ja jeder Künstler in dauernder Furcht leben, er könne durch Zufall eine alte Sache nochmals erfinden und als unselbständig erkannt werden. Doch diesem Gedankengang ist seit der „Aufklärung“ die Kunst in der Tat erlegen, und schon im 18. Jahrhundert wird er allmählich spürbar. Ein sehr reizvolles Zeugnis dafür ist Joshua Reynolds' Knabenbildnis des „Master Crewe“, wo der Künstler die Dreistigkeit des jungen Burschen nicht besser wiederzugeben glaubt, als wenn er Holbeins breitbeinigen „König Heinrich VIII.“ kopiert und ihm das frische Kindergezicht des jungen Abiligen aufsetzt.

Durch diese Bewußtheit, indem er seinen englischen Wig auf die Sache anwendet, proklamiert er schon deutlich ein Abbrücken von der alten Kunst. Indem sie ihm historisch geworden ist, durchschneidet er den lebendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit. Das 19. und 20. Jahrhundert haben ihm darin Gefolgschaft geleistet.

Der fröhliche Landmann

Von Walter v. Dreesen • Mit Zeichnungen des Verfassers



Eberhard . . . der ohne Bart, wie er im Büro hieß, erwachte seit einiger Zeit nicht wie gewöhnlich froh und dem neuen Tag geneigt. Er erwachte mit einem Seufzer. Es ging ihm nicht schlechter als immer, er fühlte sich gesund, dank seiner Organisationsgabe hatte er für alle Wochenabende ein Programm, auf das er sich den Tag über freuen konnte, und trotzdem erwachte er seit über einer Woche mit einem Seufzer.

Es zirpte allmorgendlich durch die Zimmerdecke ein Grammophon, länglich klang es, abgenutzt, es spielte jeden Morgen dieselbe Platte: den „Fröhlichen Landmann“ von Schumann. Dazu hörte man zierliche, eilige Schritte, und manchmal sang eine Stimme die Melodie mit.

Eberhard hatte nichts gegen Musik. Zu bestimmten Zeiten liebte er sie sogar. Besonders Schumann.

Sie wird ihn mir verleiden, murmelte er in seine Bettdecke hinein, ich werde Schumann bald nicht mehr ausstehen können.

Er überlegte, was dagegen zu tun sei. Um Unterlassung des Spiels zu bitten, ist zu egoistisch. Schließlich kann man den Menschen nicht so ohne weiteres ihre Freuden nehmen. Frau Dennemann, seine Wirtin, klopfte und brachte das Frühstück.

„Hören Sie es, Frau Dennemann?“ fragte er.

Sie sah ihn groß an. Und er erinnerte sich, daß sie schwerhörig war, sie hörte natürlich nichts.

Oben ist die Platte zu Ende, und Eberhard atmet auf. Er zieht sich an, setzt sich an den Tisch, nimmt die Tasse in die Hand und wartet ergeben. Mit fast unwahrscheinlicher Genauigkeit wird oben in diesem Augenblick die Nadel nochmals auf die Platte gesetzt und der fröhliche Landmann wiederholt.

Eberhard rekonstruiert sich den Vorgang. Sicher war es so, daß die Dame oben mit Musik aufstand und mit Musik ihren Kaffee trank. Ich werde ihr anonym eine neue Platte schicken, beschloß Eberhard.

Nach Büroschluß ging er in eine Musikalienhandlung und verlangte, eine Platte von Schumann zu hören.

Ein zierliches, lächelndes Fräulein geleitete ihn in eine Zelle

und spielte ihm mehrere Sachen vor, er entschied sich für ein Stück aus den „Kinderzonen“, „Glück's genug“ hieß es und gehörte zu seinen Lieblingsstücken.

„Bitte, schicken Sie die Platte an diese Adresse!“ sagte er noch und gab dem Fräulein einen Zettel, Frau Dennemann hatte den Namen des Fräuleins aufgeschrieben.

„Soll etwas bestellt werden?“ fragte das Fräulein.

„Nein“, wehrte er ab, „nichts, gar nichts.“

Er blieb an diesem Abend zu Hause, um den Erfolg seines Geschenks abzuwarten.

Bald, nachdem er die leichten Schritte oben gehört hatte, tönte es auch schon herab: „Glück's genug“, zirpend, kläglich, einmal, zweimal, dann versuchte die Stimme, die Melodie zu verfolgen, zaghaft, aber unbedingt glücklich.

Nachdem er siebenmal „Glück's genug“ gehört hatte, raffte er sich auf, um das Fräulein zur Rede zu stellen.

Immerhin wollte er nicht unhöflich sein, sondern nur ganz sachlich die Lage darstellen und um Verständnis bitten. Er klingelte an der Tür.

Die öffnete sich zu einem Spalt, und eine helle Stimme wollte wissen, weshalb er käme.

„Ich möchte Sie gern einen Augenblick sprechen“, sagte er fast schüchtern, „ich wohne im dritten Stock bei Frau Dennemann, Eberhard Scholz ist mein Name.“

Die Tür ging ganz auf, und das Fräulein antwortete lächelnd: „Vielen Dank für die Platte!“

Wie er in dem kleinen Atelier auf einem Stuhl saß, fragte er, woher sie wüßte, daß die Platte von ihm sei.

Von Frau Dennemann. „Wundern Sie sich

nicht“, hatte Frau Dennemann zu dem Fräulein gesagt, „Herr Scholz schickt Ihnen eine Grammophonplatte, damit Sie mal etwas anderes spielen.“

„Und das hab' ich ja auch getan“, meinte sie.

Eberhard sah umher und entdeckte ein kleines Köfferchen, ein ganz billiges Grammophon, die neue Platte lag drauf und der „fröhliche Landmann“ daneben. „Haben Sie denn nur die eine Platte gehabt, nur den verflügten Landmann?“

„Ich hatte noch zwei“, sagte sie, „aber die haben die Kinder kaputt gemacht.“

„Kinder?“

„Ja, ich gebe doch einen Kursus für kleine Kinder, und die haben eben immer mit den Platten gespielt.“

Eberhard hatte eine Eingebung. „Ich bin gleich wieder da“, rief er und eilte hinaus.

Unten in seinem Zimmer nahm er den größten Teil seiner Platten und trug sie in das Atelier.

„Wissen Sie“, meinte er, „Musik regt Kinder bestimmt zur Arbeit an, Sie müssen aber Auswahl haben, abwechseln können!“

„Sind das alle Ihre Platten?“ fragte das Fräulein.

„Ja“, sagte er heroisch, „alle.“

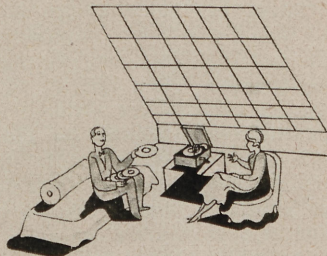
„Und was werden Sie spielen?“

„Ach“, sagte er und sah irgendwohin, „ich muß ja nicht immer Grammophon spielen.“

Da flog dem Fräulein ein Schelmensunkeln in die Augen.

„Das geht auf keinen Fall“, sagte sie bestimmt, „Sie werden eben so oft als möglich kommen und bei mir Ihre Platten spielen.“

Das hat Eberhard eingesehen. Ohne Musik kann ein Mensch schlecht leben, und zu zweit hört sich Musik überhaupt viel besser an.



Eidechsenfang auf Mallorca

Von Marlo Mieritz-Lenz * Mit Aufnahmen der Verfasserin

Morgen geht's auf den Eidechsenfang. Jost, der Eidechsenfänger, hat sein Segelboot „Tamba-u“ in der Bucht von San Antonio verankert und schläft im Boot. Ich krieche früh am Abend in mein Zelt, denn um 4 Uhr werde ich schon durch lautes Pfeifen vom Boot her geweckt. Ich schwimme zur „Tamba-u“, und während Jost zu rudern anfängt, denn es ist ganz windstill, koche ich Kaffee auf dem kleinen Kohlenöfen. Das Meer ist spiegelglatt, man sieht bis auf den Grund und hat den Eindruck, über Sandberge, Tangwälder und Felsen zu gleiten. Nach einer Stunde kommt die Morgenbrise, nun können wir segeln. Wechselnde Ufer ziehen vorüber. Ibiza, die kleinste der Balearen, besteht ganz aus Kalkstein, das ausgewaschen und braun wie Lava wirkt. Weiter hinten die Berge — Atalayas, d. h. „Barten“ genannt, bis zu 500 Meter hoch. Das Meer leuchtet in wechselnden Farben von hellgrün bis ultramarinblau. Die Ufer werden steiler, dazwischen stille, weiße Buchten; in den Felsen wie Schwalbennester — angeklebt, zur Hälfte eingebaut — Fischerhütten aus Lehm. Jost erzählt mir, daß die Fischer auch auf Eidechsenfang gehen, aber sie nehmen es nicht genau mit den Angaben über die Herkunft der Tiere. Einige sollten sogar von Barqueta stammen — einem Riff unterm Meeresspiegel. Ich lache darüber, aber was wird aus den Forschungen der Wissenschaftler, die sich die Tiere für ihre Terrarien kommen lassen, um an ihnen Studien zu machen? Besonders Biologen beschäftigen sich mit der balearischen Eidechse *Lacerta ilfordi*. Die einzelnen Arten haben sich durch die Isoliertheit auf den Inseln rein erhalten und erleichtern damit die Forschung über die Entstehung der Arten. Ibiza ist von 50 kleinen Inseln umgeben, die man zusammenfassend die Pitiusen, d. h. die Fichteninseln nennt. Sie sind in Form und Alter verschieden voneinander, und fast auf jeder gibt es anders-

farbige Eidechsen. Dicht beieinander liegen Freile (Bruder), Esparta, die größte, und Esqui (Vorsprung) de Esparta. Freile hat eine besondere Eidechsenart, auch Esqui, aber auf der in der Mitte liegenden Esparta hat eine Vermischung beider Arten stattgefunden.

Nähe dem Inselland Ibiza, bei San Antonio, liegt die langgestreckte Leuchtturminsel Chunichera, auf der Hannibal geboren wurde, als das Schiff, mit dem seine Mutter fuhr, dort Schiffbruch erlitten hatte. Zwischen Chunichera und Ibiza ragt klein und rund Bajaret (Strohhäuschen) aus dem Wasser. Bei hohem



Der Eidechsenfänger legt an der Steilküste der Insel Vedra an

Seegang wird es von der See überspült. Dann fahren wir an Bosque vorbei, gelbe Kamillen leuchten herüber. Auf Esparta wächst das haferartige Gras, nach dem die Insel genannt ist. Sonst sind die Inseln arm an Pflanzen. Trotzdem wurden auf einigen Ziegen ausgesetzt, die dort wild leben; man versteht kaum, wie sie ihr Futter zwischen Felsen und Geröll finden. Die Formen der Küste von Ibiza und den anderen Inseln sind bizarr. La Galera wirkt wie ein Schiffsrumpf. Der Form entsprechend gibt es caragole, die Schnecke, ratas, ranas und homigas — Ratten, Frösche und Ameisen.

Wir begegnen nur wenigen Fischern; sie sind vorsichtig, denn das Wetter wechselt schnell auf dem Mittelmeer; der Wind kann im Augenblick umschlagen, und das Abkommen von einer der buchtenlosen Inseln kann sehr schwierig werden. Jost hat auch schon einen Mastbruch hinter sich, und Segelrisse gibt's öfter. Es gehört eine sehr genaue Kenntnis aller Felsen und Klippen und eine große nautische Erfahrung zu diesen Fahrten; das Gestein ist so scharf, daß es Laue zerschneidet. Fischern aus San Antonio wurde vor einiger Zeit der Kiel ihres Schiffes abgeschnitten, so daß sie mit dem Deck allein weitertrieben.

Wir haben diesmal besonderes Glück, und das ist auch nötig, um nach Bedra zu fahren. Das ist die schönste der Inseln, sie steigt 400 Meter teilweise senkrecht aus dem Meer, mit stumpfen Türmen — wie eine riesige Notre Dame — zerklüftet und gestuft. Nur bei so schönem Wetter gelingt die Landung zwischen den Klippen. Die „Lamba-u“ wird vertaut. Die Fallen und das Futter für die Eidechsen und für uns zum Abkochen nehmen wir mit. Die Vorräte werden unter einen schattigen Felsenvorsprung gelegt; dann klettern wir über große Blöcke und durch enge Ramine aufwärts. Lavendel, Rosmarin und Thymian sind im Hochsommer vertrocknet. Es wird immer steiler, der Aufstieg ist schwierig, das Gestein bröckelt unter unseren Füßen. Wir kommen zu bewachsenen Hängen, wo es zwischen niederem Gestrüpp raschelt — das sind die Eidechsen! Ich schreie auf vor Freude, als ich die erste sehe, groß, grünblau mit steinfarbenen grauen und gelben Punkten — die Unterseite fast violett. Wir sehen immer mehr, jetzt werden die Fallen gestellt. Etwa 200 Meter unten glitzert das Meer, und die Sonne glüht die Steine brennend heiß. Um die Fallen werden Steine und Gestrüpp gebaut, wir legen kräftig riechendes Futter hinein — Wurst, Wein, getränktes Brot oder Früchte; aus einer Flasche wird ein Nebel von stark duftender Flüssigkeit in die Umgebung gepustet, um die Tiere anzulocken. Es ist dermaßen heiß geworden, daß wir nun schleunigst zurückklettern in den Schatten. Das Wasser in der Baldrakka (Tongefäß) ist herrlich kühl geblieben. Da bewegt sich's auf einmal in unseren Vorratskörben, und mehrere Eidechsen springen heraus, aber sie kommen gleich neugierig zurück. Wir werfen



Aufnahme: Kaiser-Wilhelm-Institut, Berlin-Dahlem

ihnen Trauben zu, sie zanken sich um die Beeren und kommen immer näher, ohne Scheu vor uns. Die langen Zünglein spielen lustig mit dem Futter. Nach dem Essen werden die Fallen geholt. Wieder Glück: Im ganzen sind 25 Stück gefangen. Jetzt kommen die Eidechsen in einen Gazebeutel, der mit Wasser bespritzt wird.

Kurz vor Sonnenuntergang brechen wir auf, springen noch ein paarmal vom Boot ins Wasser, dann geht's heimwärts. Um Bedra schwirren Möwen, Räuse und Falken, das gibt nachts ein unheimliches Geschrei.

Die Abendbrise pustet tüchtig in die Segel. Bedra verschwindet langsam wie eine riesige Kulisse. Auf den Inseln gibt es kein Wasser, wir sind durstig, und unser Vorrat ist zu Ende. Süße Melonen lindern ein wenig den Durst. Das Meer leuchtet hell, wo die „Lamba-u“ es schneidet; phosphoreszierende Wellen spritzen auf. Müde von den wunderbaren Eindrücken des Tages träume ich ein bißchen, während Jost sicher heimwärts segelt. Mitten in der Nacht landen wir in San Antonio.

Am anderen Tage werden die Eidechsen in feinmaschigen Netzen, die über Bambusstäbe gespannt sind (ähnlich wie Reusen), im Halbschatten unter einen Mandelbaum gehängt. Da klettern sie vergnügt drin herum und können, bevor sie ihre lange Reise antreten, beobachtet werden. Sie bekommen gehacktes Ei oder Früchte als Futter und genügend Wasser gespritzt. Es sind noch mehr Netze da mit Tieren von anderen Inseln, an denen die schönsten Farbenzusammenstellungen zu sehen sind. Die Eichen der Bledas sind groß und schwarz, die von Caña sind grün und rot, lavendelfarbig und grün sind die von Esparta. Aber die von Bedra sind die schönsten. Nur die stärksten Exemplare werden verschickt. Die Tiere reisen etwa eine Woche ohne Nahrung und kommen gesund an; dann erfrischen sie sich schnell durch ein Bad und etwas geschlagenes Ei oder Milch, die Kraftnahrung bedeuten. Später füttert man sie mit Ameiseneiern, Insekten, Gemüse, auch Reis und Süßspeise nehmen sie. Vor allem brauchen sie viel Feuchtigkeit, Wassernebel oder in flachen Schalen aufgestelltes Wasser. In den warmen Stadtwohnungen leben sie sich gut ein, und bei jedem bißchen Sonne kriechen sie unter Moos oder Steinen hervor.

Ich möchte mir so gern zu Hause in Deutschland ein Terrarium einrichten mit diesen wunderbaren spanischen Eidechsen. Dann würde man auch in der Ferne eine Vorstellung von der herrlichen Welt des Südens haben.



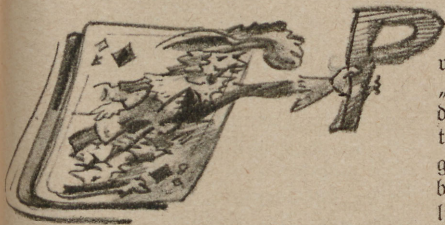
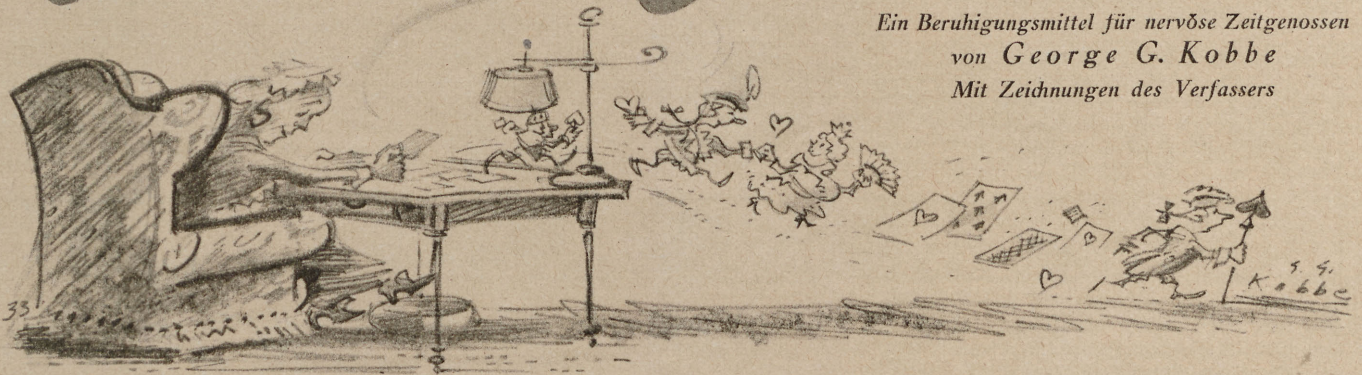
Eine stark duftende Flüssigkeit wird zum Anlocken ausgesprengt — sorgfältig gilt es, die Fallen zu stellen

Rechts:
In einem Gaze-netz werden die Eidechsen bis zum Versand aufbewahrt



Patience - Patience...

Ein Beruhigungsmittel für nervöse Zeitgenossen
von George G. Kobbé
Mit Zeichnungen des Verfassers



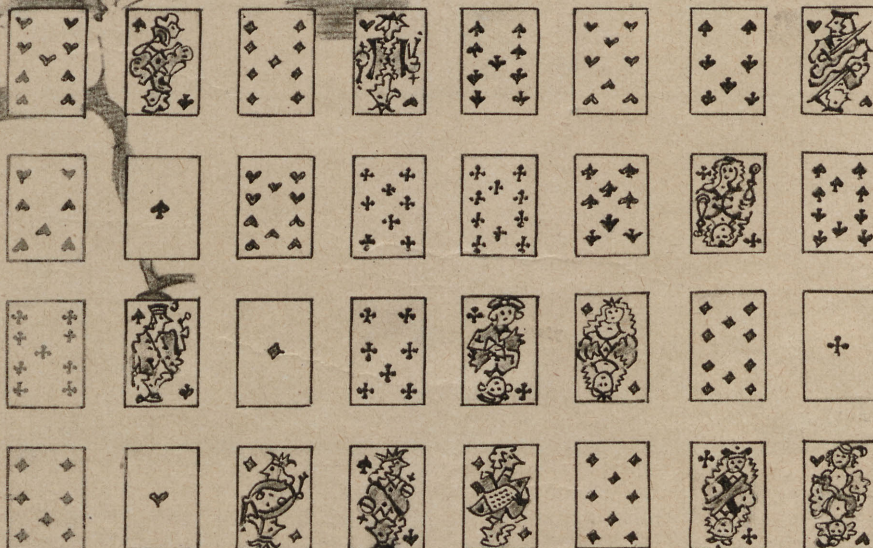
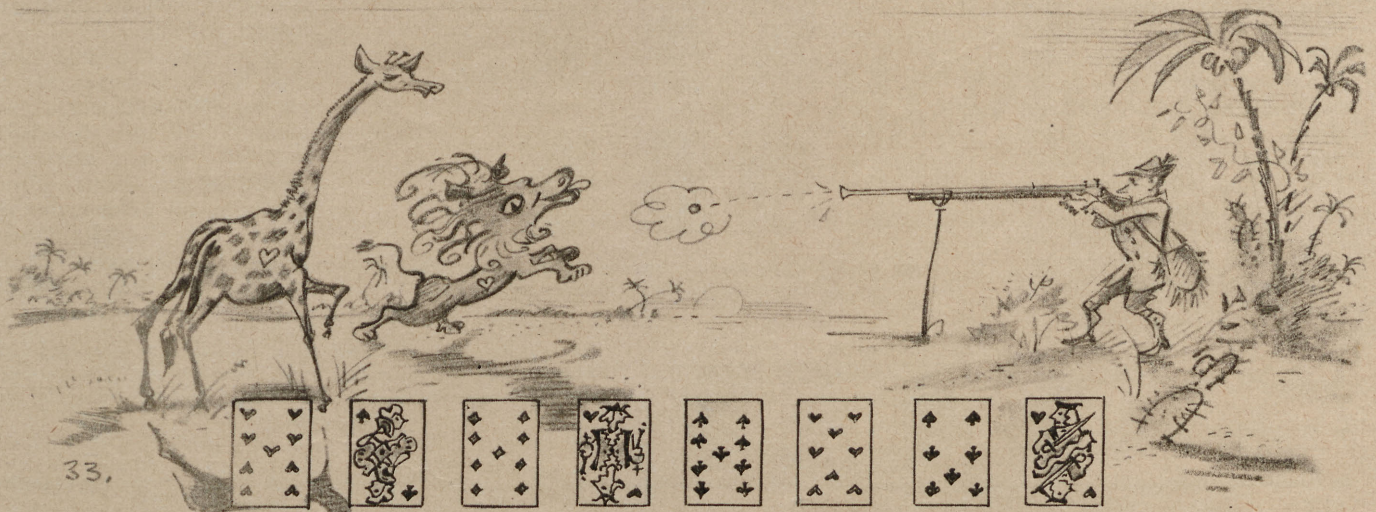
Patience ist das große Zauberwort in unserem Jahrhundert. „Geduld“ ist die Medizin, die der Mensch im Selbsterhaltungstrieb sich verschreibt. In der ganzen Welt, wo Spielkarten bekannt sind, erfand der menschliche Geist Patience, und jetzt wollen wir einen weiten Sprung

wagen. — Wir sind heute Jäger geworden, auf Löwen und Panter haben wir es abgesehen, und auch weit in der Ferne liegt unser Wunsch, den wir erjagen.

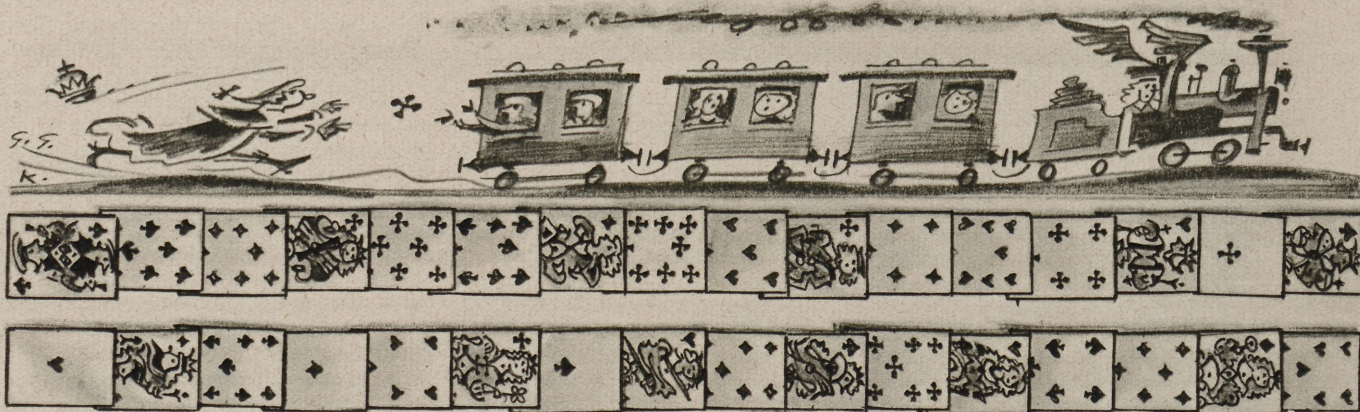
Zu dieser „Jagd“ gehört ein Pikett- oder ein Whistspiel, aus dem wir die Karten zwei bis sechs nehmen. So besteht das Spiel nur noch aus 32 Karten, jagdbaren Löwen, Giraffen, Elefanten, aber auch Kaninchen und Fasanen. Diese 32 Tiere

legen wir in vier Reihen offen auf den Tisch und zählen sie nun der Reihe nach an diesen Karten ab: sieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König, As. Trifft die genannte Karte mit der gerade daliegenden Karte zusammen, so schießen wir Piff-Paff und nehmen die erlegte Beute heraus, um die Karte verdeckt beiseite zu legen. Die Jagd geht sogleich weiter, und mit Zählen fahren wir fort. Sind alle Karten auf diese Weise erjagt und herausgelegt, so wird Halali geblasen, die Jagd ist aufgegangen, und zur Belohnung dürfen wir Profit einen guten Tropfen trinken. Sind wir aber nicht so treffsicher und sind zuletzt noch einige Karten übrig, die nach mehrmaligem Zählen kein Wild vor unserer Flinte zeigen, so ist die Jagd nicht aufgegangen. Wenn wir auch nur das kleinste Kaninchen nicht treffen konnten, dann müssen wir uns durch den Wald davonschleichen, und unser Wunsch geht nicht in Erfüllung.

Noch am selben Abend fahren wir wieder in die Stadt oder



Die „Jagd“ auf Elefanten, Löwen, Giraffen und all die anderen Spielkarten



gar noch viel weiter bis Indien zur allerletzten Haltestelle der Eisenbahn. Wird solch eine schwierige Reise gut gehen? — Geduld, Geduld, wir mischen die Karten des einfachen Whistspiels. Verdeckt liegt das Spiel vor uns. Nun nehmen wir die Karten einzeln ab und legen sie wie auf der Zeichnung zu zwei Eisenbahnzügen aus, indem man die Karten in aufeinanderfolgender Reihe nennt: Eins, zwei, drei, so immer weiter bis Bube, Dame, König. All die sind Karten-Fahrgäste, die mit uns zusammen in die Eisenbahn steigen. Sobald der ausgerufene Name gerade mit der abgehobenen Karte übereinstimmt, ist diese Karte an ihrem Ziel angekommen. Ihre Reise ist beendet. Aussteigen! Die Karte gehört nicht mehr in den Schnellzug, sie wird beiseitegelegt. Nun geht die Fahrt weiter, und wir setzen das Zählen in derselben Reihe fort. Sind alle Karten an ihren Stationen ausgestiegen, so nimmt man von neuem die Karten hoch, und nun fährt der Zug wieder dieselbe Straße,

Die lustige „Eisenbahn“ fährt uns ohne Langeweile durch die ganze Welt . . .



33,



S. S. Kobbe.

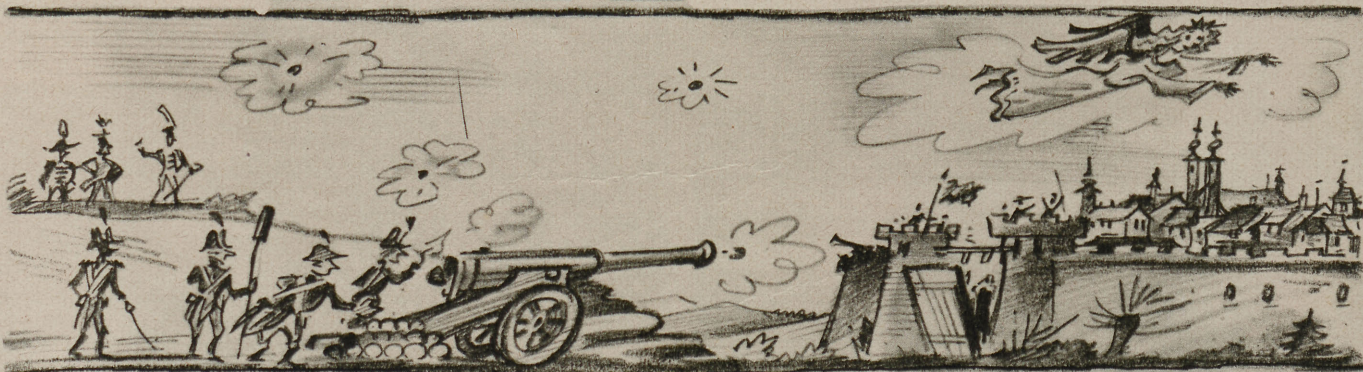
wir müssen also wieder ebenso zählen. Die Eisenbahn fährt so oft, bis sie alle Passagiere brav an ihr Reiseziel gebracht hat, das heißt: alle Fahrgäste, ihr Gepäck, vor allem aber all die Spielkarten sind beiseite gelegt. Haben wir zum Schluß noch einige Karten in der Hand behalten und sind diese mehrmals in der gleichen Reihe durchgezählt, ohne daß auch nur ein Passagier sein Ziel erreicht hätte, also keine Karte abgeworfen werden konnte, so ist die Patience diesmal nicht aufgegangen. Aber vielleicht erreichen schon bei der nächsten Fahrt in unserer „Eisenbahn“ im neuen Spiel alle Reisenden ihr Ziel und wir selbst auch die Erfüllung unserer Wünsche.

Sollte Ihr Glück dieses Spiel nicht lieben, so wollen wir es mit der „Pascha-Patience“ probieren. Mit der Eisenbahn sind wir bis zur Endstation gereist, wo drei Diener unseres Freundes, des Paschas, uns erwarten und all unser Gepäck in das zwölftürmige Schloß tragen. — Suleika! — Werden

. . . bis nach Indien, wo wir unseren Freund, den „Pascha“ im Kreise seiner schönen Frauen besuchen



Unten: Versuchen Sie doch selbst einmal, eine Bresche in die Mauer dieses Städtchens zu legen, nachdem die „Belagerung“ trotz des schweren Geschützes und der guten Karten bis jetzt nicht gelungen ist!



S. S. Kobbe.



33.

wir diese Schönste und Zarteste, aus unserer Erinnerung nicht Entschwindende wieder treffen? Die „Pascha-Patience“ wird diese Frage beantworten.

Aus zwei Whistspielen werden die acht Könige und auch ein Coeur-As genommen und so aufgebaut, daß das Zeichen der Liebe, das Herz, in der Mitte liegt. Die acht Könige schützen dieses Coeur, darüber und darunter stehen je drei, daneben links und rechts noch die beiden letzten. Das übrige Spiel wird nun gemischt. Davon nehmen wir acht Karten und legen sie als einen Diwan in zwei Reihen nebeneinander. Wir versuchen nun hieraus Blätter zu finden, die in der Mitte auf die Könige und das As passen. Auf die braven Könige gehören die Askarten und weiterbauend zwei, drei und so fort bis zu den Damen. Auf das As gleichfalls zwei, drei, ebenso weiter bis zur Dame. Nur der Pascha, vertreten durch den Coeur-König, ruht in der Mitte leer bis zum Ende. Ist die Patience geißt, so ruht unser Freund, der Pascha-König, umgeben von seinen acht Damen. Wenn aber der Diwan keine Karten mehr enthält, die wir auf die Stämme auflegen können, so ergänzen wir alle Lücken des Diwans durch neue vom Talon abgenommene Karten. Wenn danach keine Karte mehr zu verwenden ist, so schlagen wir den Talon zu einem neuen Talon um, indem man jede Karte, die auf die Stämme paßt, diesen anreicht. Hierbei sehen wir aber sorgsam darauf, ob nicht irgendwo jetzt vom Diwan diese oder jene Karte wieder für die Familien paßt und diesen angereicht werden kann. So entstehende leere Plätze werden sogleich wieder ergänzt. Zweimal darf der Talon umgeschlagen werden. Sind also danach noch immer Karten da, die ihren Platz in den Familien nicht finden, so ist die Patience nicht aufgegangen und wir sehen Suleika nicht vor uns. Tausendundeine Nacht bleibt dann für uns ein Märchen. Dann ziehen wir in die Heimat.

Aber unser Städtchen, zwar geschützt von einem guten Engel, wird belagert von bösen Feinden, und abwartend denken wir an die Patience die „Belagerung“. Zwei Whistspiele mischen wir sorgsam, um abgehoben die ersten zehn Karten des Spiels nebeneinanderzulegen. As und König, sollten sie darunter

liegen, werden als Grundkarten für acht zu bildende Stämme herausgelegt. Auf den vier Königen werden Familien in absteigender Folge aufgebaut bis zum As, auf die vier Asse bauen wir in aufsteigender Reihe bis zu den Königen. Liegen in der ersten Reihe Karten als Truppen, die in auf- oder absteigender Folge auf eines der Asse oder einen König passen, so werden sie an ihren richtigen Platz gestellt. Die so entstehenden Lücken werden durch Karten vom Talon ausgefüllt. Finden wir im ersten Regiment in der ganzen Reihe kein verwendbares Blatt mehr, so muß als zweites Regiment wieder eine Reihe von zehn Karten darunter aufmarschieren. Die Karten werden auch von dieser Reihe, wenn irgend möglich, auf die ihnen zustehenden Plätze kommandiert. Wieder werden durch Karten aus dem Talon alle sich bildenden leeren Stellen ausgefüllt. Wenn auch das Regiment der zweiten Reihe keine passenden Karten vorzeigt, so wird die dritte Reihe von zehn Karten ausgelegt. Jetzt darf aus den Truppen der mittelsten Reihe keine Karte entfernt werden, sondern nur aus der ersten und dritten Reihe. Wird beim Abmarschieren dieser Karten aber eine passende der mittleren Reihe frei, das heißt: liegt keine Karte mehr darüber oder keine mehr darunter, so können wir sie wieder benutzen. Die leeren Stellen werden mit neuen Truppen ausgefüllt, und sobald keine für den Fortgang des Kampfes erforderliche Karte mehr ausliegt, fährt man fort, neue Reihen von tapferen Regimentern zu bilden. Jetzt dürfen wir erst, wenn die Reihe vollständig mit zehn Karten ausgefüllt ist und alle Lücken ergänzt sind, wieder verwendbare Karten-Truppen herbeiziehen. Es ist selbstverständlich, daß durch jede neue Regimentsreihe, für die darüberstehenden, dieselben Bestimmungen gelten wie für die erste. Nur das freiliegende Blatt, das keines über sich oder unter sich hat, darf ausgehoben und mit den Stämmen vereinigt werden. Sind die Karten gebraucht, so werden erst die Reihen wieder gefüllt, aber stets zuerst die erste Reihe, dann die zweite und so fort. All dies, bevor der Aufmarsch einer neuen Reihe beginnt. Ist der Talon nun aufgebraucht, haben aber trotzdem nicht alle Karten-Truppen ihre Plätze gefunden, so ist die Belagerung verloren.

Die vom Gernsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

9. Fortsetzung

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Remigius sah Regines Blondheit, ihr Gesicht, ihre breiten Hüften. Viel mehr als Pauline war sie ein Kind des Landes.

„Es ist viel gegangen, seit wir einander nicht mehr gesehen haben“, sagte er mit einer stillen Schwere. Dann, als sei er zu ihr, nicht sie zu ihm gekommen, fragte er: „Was hast du gemacht all die Zeit? Hast — hast du geheiratet?“

Er fragte ins Blaue hinein. Die Fragen waren lange in ihm gewesen und wurden jetzt ohne sein Dazutun laut. Es schien ihr, sie sei ihm fremd geworden. Vielleicht, stieß ihr auf, war die andere doch noch in ihm? Da sagte sie: „Die Pauline sieht es vielleicht nicht gern, daß ich gekommen bin“, und fügte hinzu: „Sag es nur, wenn es dir unangenehm ist!“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei“, antwortete er.

„Kommt sie oft zu dir?“ fragte Regine.

„Nie“, entgegnete er sogleich und in fast ärgerlichem Ton.

Sie hörte aus diesem Ton, wie wenig er auch den Besuch wünschte, von dem er sprach. Herz und Sinn wurden ihr freier.

Aber auch in ihm lösten sich Hemmnisse. Worte drängten sich ihm auf. „Sie ist eine Arme, die Pauline. Sie hat es nicht so gut wie du, die jeder gern anschaut.“

„Sie hat Geld“, warf Regine mehr listig als überzeugt ein.

„Meinst du, das bedeute so viel?“ fragte er. Dann überwältigte ihn das Verlangen, ihr zu beichten, wie alles gekommen sei. „Man kann es nicht erklären“, erzählte er mit eifriger, fast ängstlicher Hast, „es kommt über einen wie Fieber, daß man sich selber nicht mehr kennt. Man hat dabei keine Freude an sich selber, und daß man nicht besser als ein Tier ist.“

Sie verstand jetzt vieles. Nur davon sprechen konnte sie nicht.

Es waren Dinge, die ihrem Wesen so fremd waren. Verwirrt fragte sie: „Du wolltest dem Zumbach helfen, nicht wahr?“

Er war mit seinen Gedanken noch bei der Sache mit Pauline und sah sie verständnislos an.

„Du hast es ihm zulieb getan?“ fragte sie, ihn zum voraus entschuldigend, weiter.

Da verlor er seine Zuversicht. „So oder so!“ antwortete er. „Für die Leute bleibe ich ein Brandstifter!“

„Nein“, antwortete Regine.

Er lauschte. Was meinte sie da? Wollte sie sagen, sie denke besser von ihm? Er tastete mit der Hand nach der ihren, wie ein Blinder. Er versuchte, ihr zu erklären: „Weißt, wenn einer im Unglück ist, wie der Gernsenbergwirt, kann man nichts anders.“

Er hatte gerade nur ein paar ihrer Finger erwischt. Sie standen noch ganz verloren und verlegen voreinander. Nur das spürte Regine, welch ein ehrlicher, seiner blinden Anhänglichkeit folgender Mensch er war. Mehr als eine lange Verteidigungsrede hatten das seine paar ungeschickten Worte gesagt. Und sie verzieh ihm auch alles. Sie hätte ihm gern irgend etwas sagen mögen, das ihm wohlgetan hätte. Er wiederum spürte das, ohne daß sie sprach. Alles, was zwischen ihnen gelegen, schwand hinweg. Sie standen, ihre Hand ganz lose in der seinen, wagten nicht, einander anzusehen, und wären einander doch gern viel nähergekommen.

Endlich sagte Remigi: „Weißt, das ist schon gut von dir, daß du gekommen bist.“

„Du hast es ja selber gesagt: Man darf einander nicht im Stich lassen“, antwortete sie. Und dann war ihr, es sei jetzt

höchste Zeit, es werde sogleich keinem von ihnen beiden noch etwas einsfallen. „Jetzt muß ich aber wieder gehen“, stotterte sie. „Ja, ja“, gab er zu. Es dünkte ihn, daß natürlich nichts anderes möglich sei.

„Adel“ grüßte sie hastig, und drückte ihm die Hand.

„Danke Gott“, sagte er noch, als sie schon die Tür aufst.

Keines von ihnen brachte die Bitte, die Zusicherung eines neuen Wiedersehens heraus. Aber die Möglichkeit eines solchen lebte in ihnen so stark, daß Remigi, als er allein war, an die Wand trat, die Stirn daranlehnte und mit ihr an den grauen Gips klopfte: Jesses, Jesses, konnte das sein? Und daß Regine auf ihrem Weg nichts von Leuten und Häusern merkte, nur leise vor sich hinsang und einen leichten Schritt hatte, als ginge es zum Tanz . . .

Seidenes, rosig durchspinnenes Frühlingsgewölle hing über dem Tal und lag wie Flaum auf dem sattieren Blau des Himmels. Ein Regen, wie aus dem feinen Sieb einer Gießkanne, war vorhergegangen. Noch hingen Tropfen an jungen Gräsern und an den zarten Rippen der Birken. Von den Dächern und braunen Wegen sog die reine Morgenluft das letzte Raß.

Peter Zumbach schaute aus dem Fenster seiner Schreibstube. Wie schön dieser Morgenhimmel war! dachte er. Um so dunkler war der seiner Zukunft. Hier in Mühringen waren seine Tage erfüllt. Es wurde Zeit, umzuziehen! Seine Augen suchten die Straße, die sich im Westen aus dem Talboden hob und ihre ersten Windungen in die Berge schraubte. Paßwärts!

Umzug! dachte Peter Zumbach und preßte die Lippen zusammen. Frau Rosa war nicht mehr da, Kisten und Koffer zu packen! Pauline kümmerte sich nicht. Sie wollte nicht mitreisen! Nur ihn zog es hinaus. Aus der Stidluft des Dorfes in die freie Höhe der Berge. Es würde nicht leicht sein, an den Überresten des Paßhauses, an den Handwerkern und Arbeitern, die dort für einen andern bauten, als ein Fremder, als einer, der hier nicht mehr Recht und Stimme hatte, vorüberzugehen. Aber er mußte dahinauf, als einer, den es bis an seinen letzten Tag an die Stätte seiner Väter trieb. Er mußte sich retten aus all dem, was hier ihn umzingelte und ihm Wunden und Blasen in den Leib brannte. Vielleicht auch vor dem Gedanken an Frau Rosa, den Kameraden in der Arbeit, und dem Zweifel, ob er und sie nicht Narren gewesen, weil sie nicht gelernt, anders als zwei zufällig in dieselbe Deichsel gespannte Pferde nebeneinander zu gehen. Vor allem aber vor diesen Dorfgenossen! Ihrem Achselzucken und Begwenden und anzüglichen Husten. Denen hatte es nichts bedeutet, daß er bei den Verhandlungen über den Gensenbergbrand von Schuld und Strafe freigesprochen worden war. Die redeten weiter von seiner Mitschuld, dem schmählichen Fehlgang seiner politischen Tätigkeit, der Tatsache, daß er das Tal in Schulden gebracht. Die raunten: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und zeigten mit Fingern auf seine Kinder. Ja, diese Kinder! Paulines scharfe Zunge hatte ihr glücklich die letzten Sympathien geraubt. Sie hatte bei den Gerichtsverhandlungen Behörde und Bevölkerung gleich fleißig geschmäht. Jetzt zahlte ihr das Volk mit Spott und Verdächtigung heim. Auch an Crispin ließ man kein gutes Haar.

Zumbachs Stirn neigte sich gegen die Scheibe. Er war nicht zu Boden gedrückt, war es nur satt, zu grübeln, was an diesen Schwägeren wahr und was Lüge war, satt, den Leuten eine Zielscheibe zu sein. Er mußte Lust haben! Und allein sein!

Hinter ihm ging die Tür. Er brauchte sich nicht umzusehen. So heftig packte nur Pauline die Klinken. So schuffelig drang nur sie ins Zimmer! Er wendete sich erst und zufällig um, als die Tochter im Begriff stand, die Stube schon wieder zu verlassen. „Wohin willst?“ fragte er dann.

Sie setzte den Koffer, den sie in der Hand hielt, zu Boden. Schlang, biegsam in ihrem schwarzen Kleid, aber das dünne Haar unordentlich, wie immer, stand sie da und sagte: „Ich habe dich noch um Geld bitten wollen.“

„Wohin willst du denn?“ fragte er noch einmal.

Sie kämpfte einen Augenblick mit Tränen. „Irgendwohin“, gestand sie dann. „Zunächst nach Amerika. Ich habe mir alles herausgeschrieben und berechnet. Gib mir zweitausend Franken! Nachher helfe ich mir schon selber weiter.“

Sie war sein Kind. Sie hatte ihm vielleicht noch nie so leid getan. „Meinst du, es sei dort drüben besser?“ fragte er.

Sie antwortete mit einer Gegenfrage: „Meinst, das sei noch

immer nicht weit genug für so eine wie ich? Meinst, gleich ganz aus der Welt wäre besser?“

„Pauline!“ mahnte er.

„Ich habe dich nicht geheißsen, mich ins Leben setzen“, trogte sie.

„Mußt du vor deinem eigenen Gewissen fort?“ fragte er mit plötzlichem Verdacht.

Sie lachte mistönig. „Mit mir werde ich schon fertig. Aber zum Gespött will ich hier nicht länger sein.“

Sein hoher Rücken krümmte sich wieder, als würde ihm die Last zu schwer. „Ist es wegen Remigi?“ fragte er.

„Warum wegen ihm allein?“ fragte sie. „Mich haben noch andere nicht gewollt. Und braucht es einen Grund? Vieh läuft auch auf andere Weide, wenn es kann.“

Das Herz brannte ihm. Er suchte nach einem guten Wort.

Da fing sie an, Dinge zu erklären, die sie lange allein mit sich herumgetragen. „Dort weiß niemand, wer ich bin. Ich will Arbeit suchen. Die Mutter hat es so gehalten. Arbeit ist so gut wie Brot und Medizin. Kann ich nicht etwas ins Herz hinein haben, will ich den Händen genug geben.“

Er sah sie sinnend an. „Jetzt erst sehe ich, wieviel du von der Mutter hast“, sagte er. „Aber ihr lag die Arbeitswut im Blut. Du — ja, ich weiß nicht — man muß dir wohl die Möglichkeit geben, zu versuchen, was du für gut hältst. Ich bin immer da. Ich werde immer für dich dasein.“

Sie verwunderte sich. Seine Stimme klang schmerzlich und gütig zugleich. Verstand er sie? Litt er selber auch? Und blüßschnell glitt an ihrem Sinn vorüber, welche große Pläne er gehabt und wie sie ihm in die Brüche gegangen. Da wurde sie wie eine Knospe, die nahe am Dorren gewesen und plötzlich sich noch ein wenig öffnet. Auch er war ein geschlagener Mensch, spürte sie. Und er gehörte zu ihr, war gleichen Blutes, und hatte noch so etwas wie Liebe für sie! Da trat sie auf ihn zu und warf ihm plötzlich die Arme um den Hals. Ihr Körper schüttelte unter der Wucht ihrer Zerrissenheit.

Peter Zumbach strich mit der Hand über ihren Rücken: „Geh nur!“ riet er. „Ein großer Wechsel ist wohl gut. Aber nimm dich auch selber in die Kur! Wer hätte gedacht, daß du auch weinen kannst, Pauline Zumbach?“

Ihr Mund suchte den seinen.

Er küßte sie. „Schreib dann manchmal!“ sagte er.

„Du auch, Vater“, bat sie und trug ihren leeren Koffer zur Tür hinaus.

„Das Geld sollst du nachher haben!“ rief er ihr nach. Dann griff er sich an die Stirn. Er hatte viel über die Tochter nachgedacht. Aber heute erst, schien ihm, hatte er in die ganze Tiefe ihrer Einsamkeit hinabgesehen und in ihre innere Verlorenheit. War sie nicht, trotz ihrer Streitbarkeit, im Grunde hilflos und suchte nach Halt? War das nicht zuletzt Allmenschentum? Suchte nicht jeder, auch er selbst, nach etwas, das Sicherheit und Ruhe gab? Und war ihm im Augenblick nicht, als sei ihm mit seiner sonderbaren Gefährtin, mit Frau Rosa, ein Stück dieser Sicherheit abhanden gekommen? Einen Augenblick lang schloß er die Augen, fühlte sich blind. Dann ermannte er sich. Nein doch! Es gab noch Leute, die seiner bedurften!

Er trat an seinen Schreibtisch. Der war früher mit Akten übersät gewesen. Jetzt lag da nicht mehr viel herum, ein paar Rechnungen nur, auch ein kleiner Plan zum Ausbau des Faulenalphauses. Zeit war billig geworden für ihn, dachte er und setzte sich hin, den Scheck für Pauline zu schreiben. Dann sann er weiter ihren Plänen und den sich daraus ergebenden Folgen nach. Und dann hörte er über sich Crispins Schritte. Seltsam! Auch der da oben hatte seine schwere Not! Auch der war ein Zumbach!

Die Schritte gingen auf und ab.

Zumbach war es, als hörte er aus ihnen die Unruhe des Sohnes heraus, als wäre Crispin, wie vorhin Pauline, auf dem Wege zu ihm und kehrte immer wieder um. Ganz zuletzt näherten sich die Schritte droben der Tür, klangen auf der Treppe.

„Auch du!“ sagte Zumbach, als Crispin eintrat.

Der andere hielt ein Amtschreiben in der Hand und reichte es ihm stumm.

„Du siehst noch schlechter aus als sonst“, sagte Zumbach.

Crispin zuckte mit der Achsel. „Ich schlafe schlecht“, erwiderte er.

„Du hast zu viele Patienten“, meinte der Vater.

„Ihre Menge macht es nicht“, erwiderte Crispin. Er ließ sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl nieder und bohrte an dem herum, was ihm zu schaffen machte.

„Du nimmst dir die Dinge der andern zu sehr zu Herzen“, vermutete Zumbach.

„Vielleicht“, entgegnete Crispin und wies mit der Hand nach dem Brief auf dem Tisch.

Zumbach nahm ihn auf. Es war eine Vorladung vor Gericht. „Schon wieder“, sagte er. „Du wirst dir den Hals brechen.“

„Ich habe mir ihn gebrochen“, entgegnete Crispin.

Zumbach fragte nicht weiter. Bald waren alle Zumbachs vogelfrei! dachte er. Der Boden schien ihm unter den Füßen zu weichen.

Da erzählte Crispin: „Sie sind zu mir gekommen. Er ein Bauer von fünfzig Jahren, stark wie ein Baum im höchsten Saft, sie ein halbes Kind noch, gerade aufgewacht, blond, fein, wie eine kleine Mutter Gottes, und so schön, daß sie einen Heiligen verführen könnte. Sie ist ins Haus genommen zur Stütze der seit lange bettlägerigen Frau. Es ist gegangen, wie es immer geht. Die nach dem Buchstaben gehen und die Gutguten, die die Moral mit Löffeln gegessen haben, zetern: Seht die Schlechtigkeit der Welt! Ich sah nur das: Wenn das Kind und die Schande an den Tag kamen, ging die kranke Frau zugrunde. Da habe ich geholfen.“

„Und man hat dich verraten?“

„Noch nicht! Aber man wartet schon lange auf Beweise gegen mich. Einmal muß ich ihnen Rede stehen. Nicht den zweien zum Schaden. Nur meiner Überzeugung zur Befreiung!“

„Deine Parteigenossen werden hinter dir stehen“, sagte Zumbach.

Crispin drehte sich um und schaute dem Vater gerade ins Gesicht. Er schüttelte den Kopf. „Theorie und Leben sind zwei Dinge“, erwiderte er.

Eine Stille trat ein.

Dann fuhr Zumbach fort: „So weit wie heute sind wir schon einmal im Gespräch gewesen. Nur war damals erst einer von uns am Ende seiner Weisheit.“

„Der Kapitalist“, lächelte Crispin mühsam.

„Nun ist es auch der Parteimann“, erwiderte, mit einem Verziehen des Mundes, der Vater und fügte hinzu: „Was übrig bleibt, sind — zwei Menschen.“

„Es wird mich meinen Beruf kosten“, überlegte Crispin.

„Auf der Faulenalp ist Platz für ein halbes Duzend von denen, die über ihre eigenen Füße gestolpert sind“, warf der Alte gelassen ein.

Crispin schaute ihn verwundert an; eine fast heitere Ruhe lag über seiner Stirn. „Ich habe dich nicht so gekannt, Vater“, sagte er.

„Wieso?“ fragte Zumbach.

„Du hast uns allen ein mächtiges Ansehen geben wollen.“

„Nun ja! Soll ich noch einmal hören, daß es mir mißraten ist?“

„Und bist doch mehr unser Halt als je“, fuhr Crispin unbeeinträchtigt fort.

„Nicht ich, mein Geld, Herr Sozialdemokrat“, lächelte Zumbach.

„Dul! Nicht dein Geld! Du in deiner Menschlichkeit!“ antwortete Crispin.

Zumbach erwiderte nichts mehr. Er betrachtete noch einmal die Vorladung vor Gericht. „Übermorgen“, stellte er fest.

„Übermorgen“, bestätigte Crispin und wendete sich zum Gehen. Sie machten kein Wesen. Der eine ging, der andere blieb, als hätten sie von Alltäglichkeiten gehandelt. —

Jetzt erst brach die große Lasterwelle los: Pauline Zumbach hatte Vater und Bruder im Augenblick verlassen, da diese niemand mehr hatten, der ihnen die Haushaltung geführt hätte, und war nach Amerika gefahren! Aber weiter, weiter: In einem weitgreifenden Prozeß wurde der Arzt Crispin der Kompetenz-übergrieffe und einiger Verstöße gegen gesetzliche Vorschriften beschuldigt und nach mehrwöchigen Verhandlungen zu einer Haftstrafe und befristeter Einstellung im Verufe verurteilt. Sei, was das zu raten und zu reden gab! Sturm gegen Crispin und Sturm für ihn! Lärm gegen die Zumbachs und hie und da ein Ruf: Es sind nicht Leute vom Alltagsmaß!

Crispin ertrug die über ihn verhängte Strafe mit der äußeren Ruhe und In sich gekehrtheit, die der Grundzug seines Wesens waren. Keine Reue beschwerte ihn, wohl aber bemächtigte sich seiner zeitweilen eine Art Ohnmacht, die Verwirrung des Arbeiters, dem sein Werkzeug entwunden worden und der nicht weiß, zu was er noch taugt. War er nicht, wann er wieder freikam, ein Wegloser? Was sollte dann werden? Sollte er der Schwester übers Große Wasser folgen oder zum Vater hinaufsteigen, der mit seinem Findling in diesen Tagen sich in die Einsamkeit vertrocknete? Ihm graute vor dem Untätigsein und davor, daß er vergaß, was er an Wissen in langem Studium sich erworben. Sollte er sich in eine Ecke jagen lassen, wie ein in den Pferch getriebenes Tier, wie alle vom Gensenberg? Wahrlich, einer verschuchten und versprengten Herde von Gensern glichen sie. Die Mutter lag tot, die Schwester war ins Ungewisse gefahren, der Vater und wohl auch er verbargen sich gleichsam auf dem letzten Fleck aperer Erde.

Crispin vergrub den Kopf in den Händen. Immer leidenschaftlicher suchte er mit sich selbst ins reine zu kommen. Er war immer ein Alleingänger gewesen. Von seinen inneren Erlebnissen hatte keiner von den vielen gewußt, die mit ihrer Not mancher Art zu ihm gekommen waren. Und doch hatte er ihr Schicksal innerlich miterlitten und sich in jedes einzufühlen gesucht. Jetzt grübelte er seinem eigenen tiefer und tiefer nach. Dabei kam er mit seinen Gedanken in den Winkel, der denen vom Gensenberg Obdach werden sollte. Dort also würden sie haufen, der Vater, gleich ihm, nur härter vielleicht um sein Leben betrogen, und Anselma, das fremde Mädchen, das noch am Anfang seines Lebens stand! War das so schlimm? War das so armselig? Er liebte den Vater, liebte ihn jetzt bewußter als früher, verstand den besser, der mit würdiger Gelassenheit sich beschied, als den, der einst hochfliegende Pläne geschmiedet hatte. Er liebte auch das Amseli. Warum also nicht an eine Heimat glauben mit Fenstern nach innen und außen, Weltwinkel nur und doch noch Welt?

Von der Stunde an, in der Crispin Zumbach sich zu diesen Gedanken durchrang, war er dem Gefängnis ein stiller und fast zufriedener Inasse und wartete geduldig auf den Tag, da seine Tür sich wieder öffnen würde.

* * *

Sentrecht stieg der weiße Rauch des Faulenalphauses in die reine Sommermorgenluft. Die Sonne hatte noch nicht zu Tag gefunden. Aber ihr goldener Mantel lag über den westlichen Berglehnen und glitt tiefer und tiefer. Blumen und Gräser, an denen noch Nachttau haftete, richteten sich in seinem Glanze auf, und die Würze mancher Kräuter, der Duft trocknender Erde verströmten sich im Frühwind.

Das Faulenalphaus glich einem Menschen in gestücktem und gesticktem Kleide. Von dem alten, rissigen Grau der Holzwände und des Daches hoben sich scharf das weißtannene Gebälk eines Anbaus, die Fliedbretter an Gesimsen, Dach und Tür und das Gelb der neu auf den First genagelten Schindeln ab. Blau und hell lag heute der sonst so düstere Totensee zu seinen Füßen. Im Norden, wo Duzende von Arbeitern an dem neuen Paßhaus bauten, segelte eine weiße Schleierwolke mit unendlicher Ruhe und Langsamkeit durch den Himmel. Sie schien unbegreiflich weit entfernt. Aber es war, als ob die Töne der Kinderstimme zu ihr hinausstrebten, die der Morgenwind über den See hintrug.

Das Amseli stand auf der Holzzinne des Faulenalphauses und sang irgendein Lied. Der Wind nahm es auf und trug es fort. Und zuweilen schien ein Ton ganz fern, einer kleinen Glocke gleich, noch einmal aufzuklingen, auf halbem Weg zwischen Haus und Wolke. Während sie sang, puzte Anselma mit einer schwarzen Bürste den schweren Schuh des Zumbachvaters. Die kleine, gelbweiße Hand stach mächtig von Werkzeug und Schuh ab. Aber in den sich rundenden Arm hinauf lief ein Wischstreif. Das Haar war, ob dem Arbeitseifer der Putzerin, in einige Unordnung geraten. Zwei kleine Strähnen hingen gegen die dunklen Augen herab. Das Amseli seufzte auch zuletzt und hörte auf zu singen. Es war kein leichtes Ding, ein von sumpfigem Waldweg heimgekehrtes Zumbachvater-Schuhpaar wieder zu Glanz zu bringen! Und nun erinnerte sie sich auch noch, daß sie FINE, die Magd, beauftragen müsse, dem Vater von dem jungen Spinat zu kochen, der in dem Gärtlein hinter dem Hause wuchs, und daß der junge blonde Hans-Sepp, der

Knecht, noch Küchenholz kleinzumachen hatte. Da legte sie ihre Bürste beiseite und verschwand im Hause.

So unwahrscheinlich das klingt: Anselma war im Hause zu einer Art Haushälterin geworden. Das hatte früher alles in den Händen Frau Rosas gelegen. Seit sie fehlte, hatte Peter Zumbach wohl oder übel das Regiment übernommen und anfänglich sich des Kindes als Botin für seine Befehle an das Gesinde bedient. Aber nun brauchte sie schon lange keine Weisungen mehr. Sie war anständig und klug, der Kreis klein, in dem sie mit Zumbach lebte. Bald wußte sie in allem selbst Bescheid, und es war immer schon getan, was er ihr auftragen wollte. Um ihn allein auch drehte sich des Mädchens Leben. Ihn lernte sie gleichsam auswendig und lebte sich in seine Wünsche und Gedanken hinein. Unbemerkt, aber mit offenen Augen hatte sie auch die Ereignisse der letzten Jahre miterlebt und war ein stummes, aber klares Echo alles dessen gewesen, was in Peter Zumbachs Seele sich vollzog, während er die Gernsbergpacht, die Frau, Remigi, den Knecht, die Tochter und den Sohn verlor. Der Zumbachvater war ihr alles. Darum konnte sich auch sein Schicksal nicht erfüllen, ohne daß in ihr sein Auf und Ab seine Spuren hinterließ. Darüber reifte ihre Seele, und streckte sich, früh aufstehend, ihr Körper. Ihre Augen bekamen einen frühesten Ausdruck, und ihr Wesen gewann eine merkwürdige Sicherheit. Die Vergangenheit war ihr versunken. Sie wußte kaum mehr, daß sie mit ihrem wirklichen Vater, dem Tagelöhner, einmal von Ort zu Ort gezogen. Sie war jetzt Zumbach zu eigen, und nur, was ihn betraf, kümmerte sie.

Jeder Tag hatte jetzt seinen gleichen Gang. Zumbach brach früh von der Hütte auf, zur Kristallsuche, zur Jagd, zum Wildheusammeln oder einem Holzschlag. Indessen sah Anselma daheim in Stuben und Küche zum Rechten. Der Feierabend jedoch führte sie wieder zusammen. Dieser Feierabend fand Zumbach, den einstigen Wirt und Amtsmann, den Mann vieler Geschäfte und vieler Leute, über einer Zeitung, einem Buche oder noch immer als Lehrer Anselmas, der er die Welt, aus der sie geflüchtet waren, in Büchern wiederkommen ließ.

Am schönsten erschienen Anselma die Sonntage, obgleich in ihnen oft etwas Trauriges war. Da blieb der Zumbachvater den ganzen Tag zu Hause. Die beiden Dienstboten hatten meistens bis an den Abend frei. Sie und Zumbach saßen auf der Holzterrasse. Ohne viel zu reden, schauten sie über den See hin nach der PafstraÙe, die jetzt wieder von Fuhrwerken und Wanderern belebt war. Der Sommerverkehr war trotz der dauernden Zeitnöte so lebhaft, daß die Interimswirtschaft, in der der neue Gernsbergwirt Suber waltete, ihrer Aufgabe kaum nachzukommen vermochte. Die Dienstleute erzählten, es herrsche dort zuweilen ein Trubel ohnegleichen, auch ein Geschimpfe manchmal, und man könne täglich von Reisenden vernehmen, die Zumbachs seien Wirte andern Formats gewesen. Suber fahre in Stuben und Ställen oft wie ein Kopfloser herum.

Dachte der Zumbachvater darüber nach? fragte sich das Amseli dann und wann, während es auf seinem Stuhle neben dem schweigenden Mann saß. Er vermied das Pafshaus, ging nie zum Gottesdienst, der nach wie vor in der Kapelle drüben gehalten wurde, und machte einen Umweg, wenn er zu Berg oder ins Tag stieg, um nicht an der alten Heimat vorbeizukommen. Aber Anselma brauchte nicht zu sehen, wie er die Lippen schmerzlich zusammenpreßte, wenn das Getriebe am Pafshaus über den See herübertönte, um zu wissen, wie seine Seele dort noch festhing. Oftmals merkte sie, wie das Echo des Lebens da drüben die Erinnerung an diejenigen in ihm wachrief, die dort mit ihm gewohnt und gewaltet hatten.

„Jetzt ist die Mutter schon bald zwei Jahre tot“, sagte er einmal und fügte hinzu: „Die da drüben haben es nicht leicht. So eine Hausfrau wie sie gibt es nicht mehr.“

Ein andermal streifte sein Sinn Remigi. „Ein Jahr noch, dann hat er es überstanden“, stellte er fest. Dabei schien das Opfer, das der Knecht für ihn gebracht, so sehr auf ihm zu lasten, daß das Amseli nicht wagte, ein Wort dazu zu sagen. Er aber winkte sie zu sich herüber, die er weit über ihr Alter schon ins Vertrauen zog, und fragte: „Was meinst, wird er auch übers Große Wasser gehen?“

Da lächelte das Amseli verschmimt und dachte, wie wenig schlau Männer doch seien. „Hast du mir nicht erzählt, daß die Regine bei ihm war?“ fragte sie.

Er stuzte und lobte sie dann um ihrer Klugheit willen. „Dann braucht er mich vielleicht gar nicht mehr“, überlegte er.

Aber es wollte Anselma scheinen, als dächte er an Pauline und hätte nicht ungern gesehen, daß Remigi ihr nachgefahren wäre. „Regine und er sind immer gute Kameraden gewesen“, erwähnte sie.

Er dachte nach. „Früher! Bevor Pauline — —“ Aber er vollendete den Satz nicht.

Und so sprachen sie von dem nicht weiter, was ihnen Geheimnis geblieben war. Was nützte es, auch das noch aufzuwühlen? dachte Zumbach.

Anselma jedoch hätte wohl gern Bescheid gewußt. Ihr hatte niemand erklärt, wie alles gekommen, warum Pauline fort und Crispin, der gute Crispin, sogar eingesperrt war, wie Remigi. Sie war aber eine so sachte, sorgsame kleine Seele, daß sie nicht irgend etwas aussprechen mochte, was dem Zumbachvater Not machen könnte.

„Pauline hat wieder geschrieben“, berichtete Zumbach ein andermal und zog einen Brief aus der Tasche. Daraus las er laut ein paar Stellen vor, mehr um sie sich selber besser einzuprägen, als um Anselma zu verständigen. „Ich danke Dir für Deinen letzten Brief, Vater. Es geht mir gut. Ich wohne drei Stunden von der Stadt und habe mit meinem Gelde eine Geflügelfarm aufgetan. Ich habe zwei Neger, ein Pferd und einen Hund. Mit dem Pferd fahre ich jede Woche in die Stadt mit Eiern, oft auch mit Jungfedervieh. Es ist kein glänzendes Geschäft. Ich muß mich wehren und mit dem Tag aufstehen. Aber, lache nicht: Die Vögel machen mich vergessen, daß ich eine Vogelscheuche bin. Das schlüpft aus dem Ei, ist ein piepfendes, hilfloses Nichts, wächst schnell wie Unkraut, gibt selbst wieder Eier und stirbt unterm Messer. Soviel Köpfe, soviel Schicksale! Man sieht zu und merkt auf einmal: Was einen da umkränzt und umgacert, das braucht einen und liebt einen nach seiner Art. Auch die Neger, das Pferd und der Hund laufen meinem Futter und vielleicht meiner Liebe nach und vor meinem Gesicht nicht davon. So staune ich manchmal selbst, wie zufrieden ich bin. Wenn aber der alte Geist wieder über mich kommt, die Einsamkeit, in der man zähneklappernd steht, dann denke ich an Dich, Vater, und wie Du mir beim Abschied gezeigt hast, daß ich noch immer zu Dir gehöre. Und ich halte Dich im Hintergrund als ein Versteck, in das ich heimkann, wann immer ich will. Das ist sonderbar — das ist so gut, als ob ich wirklich bei Dir wäre.“

Anselma sah mit weiten schimmernden Augen an Zumbach hinauf. Sie war sich nicht völlig klar, aber irgendwie im tiefsten Innern empfand sie, daß er auch für sie Zuflucht und Heimat war. Unwillkürlich drängte sie sich an ihn und schob den Kopf an seine Brust.

„Was tust?“ fragte Zumbach froh erstaunt.

„Ich verstecke mich auch“, antwortete sie.

Da schaute er über sie hinaus ins Leere. Ehrgeiz und heimlicher Kummer über alles, was im Leben schiefgegangen, verloren ihre Stimme. Etwas war gut in der Stille der Gegenwart, besser als alles, was vordem gewesen.

Und wieder ein andermal handelten sie von Crispin.

„Bald wird er zu uns heraufziehen“, erzählte Zumbach.

Da verlor Anselma zum erstenmal ihre Zurückhaltung und, während die Empörung über die auf Crispin gefallene StraÙe sie fortriß, fragte sie: „Wie ist es möglich, daß die vom Gericht nicht gewußt haben, daß Crispin nichts Böses tun kann?“

Zumbach erschrak. Über diese Dinge mochte er mit sich selber nicht rechten, viel weniger mit andern, am wenigsten mit dem Mädchen. Endlich antwortete er: „Die Grenzen zwischen Gut und Böse sind kaum sichtbar. So kommt es, daß Leute, die es gut meinen, unbewußt das Böse tun.“

Das war ein wenig hoch für das Amseli. Sie dachte nach, wagte aber nicht, weiterzufragen. „Wird er für immer kommen?“ erkundigte sie sich schließlich.

„Das weiß ich nicht“, erwiderte Zumbach.

„Er kommt auch ins Versteck!“ schmeichelte sie dann mit schlauem Lächeln.

Da scherzte auch Zumbach: „Und ich bin euch allen als Räuberhöhle gerade recht!“

Aber gleich darauf zog er betroffen die Hand zurück. Anselmas Lippen hatten sie mit zaghafter Zärtlichkeit gestreift . . .

(Schluß folgt)

Meine Beziehungen zu Klara Butt

Von Klara Hofer

Aufnahme: Matzdorf

Meine Freundschaft mit Klara Butt ist schon zwanzig Jahre alt, aber meine Bekanntschaft mit ihrer großen und glänzenden Familie ist viel älter, ja, sie geht bis in meine früheste Kindheit zurück. Es war, wie ich glaube, der Älteste des Geschlechts, der Herzog van Tholl, dem ich zuerst nähertrat.

Dies geschah an einem jener Vorfrühlingstage Ende April, die bei uns im Osten, in der entrisse-
nen Heimat, soviel zauberhafter sind als in andern deutschen Landen und die mich immer mit einem Rausch von Entzücken überfielen. Er war um so tiefer, je unbewußter er war, damals, wo ich, drei oder vier Jahre auf der Welt, den Geschöpfen der Natur, den Pflanzen und Tieren, noch viel näher verwandt war als ihrer angeblichen Krone, dem Menschen. Ich weiß, daß ich an der Terrasse unter der Goldregenhecke kauerte und mit einer kleinen Schippe in der Erde grub.

Unterhalb dieser Terrasse stand die lehnlose Bank, wo ich das Märchenerlebnis mit den Hermelinchen hatte, das mir keiner glaubte und an dem ich mithin selbst zweifeln mußte. Sie kamen aber wieder, vier oder fünfmal, an der gleichen Stelle schlüpfen sie auf einmal hin und her, in der gleichen Frühlingssonne, um die gleiche Zeit, in der geheimnisvollen hohen Mittagsstunde. Ohne Scheu spielten sie um mich herum, und das ganze Jahr lang sah man sie nicht mehr. Dies geschah in einem Garten, den die Sünderin Fortuna täglich durchstreifte und der von der Freude spielender Kinder laut war. Um die wunderbare Mittagsstunde aber schlief Fortuna auf dem Rehsfell, und die Kinder aßen Mittag, wonach sie Schularbeiten machten, während ich entließ und auf mein Erlebnis wartete, bis die königlichen Tiere kamen, schneeweiß, schwarzäugig und geschmeidig wie Schwäne. In Glück schwimmend sah ich da



und wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. „Was hast du schon davon?“ sagte mein Freund Kurt.

Aber Kurt war Materialist, ich wußte es schon mit drei Jahren. Er kam mit Fortuna an, aber Fortuna fand nichts. „Sie kühlt bloß“, sagte Kurt und verlachte mich. Das ging mir zu Herzen, doch das heimliche Glück war größer und ließ mich den Spott verschmerzen.

Hier, über der Stätte der fürstlichen Geschöpfe, machte ich die herzogliche Bekanntschaft; es paßte sehr gut so. Ich grub in der Erde und wühlte selig in der warmen Krume und bekam etwas Rundes zu fassen. Dieses Runde war erdig, und etwas wie hellgelbe Rübenschnäbel, glatt und blank, guckte aus dem Erdigen heraus. Es war natürlich, daß ich es küßte.

Es war der Herzog van Tholl oder das, was später einmal der Herzog van Tholl sein würde. Oh, und wie gut er roch! Er roch so nach Frühling wie nichts in der Welt, nur die Kaiserkronen, die in der Ecke an der Fliederlaube standen, rochen noch so nach Frühling. Sie wollten aber niemals blühen, und sie wären auch giftig, sagte meine Mutter. Sie grub den

Herzog van Tholl wieder ein, so daß er mit seinen beiden kleinen Schnäbeln vergnügt aus der Erde lachte, und sagte, ich sollte Träubchen für das kleine Rubinglas pflücken. Die Träubchen standen im Kranz um die Rhabarberstauden und sahen aus wie Puppenhyazinthen in blau. Es war eine Farbensymphonie.

Die Trauerrose war schon ausgebunden, die Gloire de Dijon und La France, nur der Marshall Niel blieb noch in der Erde, und die Zentifolien, die winterhart waren, spotteten ihn deswegen aus. Auch die Maiglöckchen standen im Kranz um die rote Rose Fischer und Holmes herum, und in der Staudenrabatte — denn die hatten wir damals schon — kamen die fliegenden Herzen aus der Erde und die Goldknöpfchen, die heute viel vornehmer heißen und viel Geld kosten.

Inmitten stand unter einem Hofstaat von Vergißmeinnicht die schöne rosige Päonie der alten Gärten, aber wer flammte so scharlachrot und loderte so glücklich wie der kleine Herzog van Tholl?

Er war mein erster Begriff von Tulpe, ich nahm seine hold

geschlossene Blüte in beide Hände und lauschte daran, denn Däumelinchen, das auf der Schwalbe bis ins Land Italien flog, wohnte in einer Tulpe, und warum sollte es nicht in der van Tholl wohnen? Wo sie doch auch bei dem alten Maulwurf auf so geheimnisvolle Weise in der Erde gewesen war? Das war doch gewiß nicht weniger wunderbar!

Ich spürte den unbeschreiblich feinen und zarten Duft, die holde Luft um mich her, die holde Sonne. Niemand soll sagen, das Leben sei nicht gut. Es ist gut, weil es so selig machen kann, wie ich mit der Tulpe war.

Die Großen hingegen sagten, die Tulpe sei steif und seelenlos und hätte keinen Duft. Ich kümmerte mich nicht darum, denn ich wußte es besser.

Noch oft habe ich den kleinen Herzog im weißen Schnee der Iberis und der Arabis, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz, noch oft habe ich seine schönen Urenkelinnen im Mai begrüßt. Aber gestern, als Klara so schlank und rosig neben Lady Duff an der Tauengienstraße stand, sind mir die alten Geschichten eingefallen.

Der Tanzmeister

Erzählt von Hermann Körding * Zeichnungen von Walter Fürst



In einem Kirchdorf, nicht weit von der Nordseeküste — an klarsichtigen, ruhigen Tagen sieht man aus der Glockenluke des Kirchturms nach Westen zu die weite Nordsee wie flüssiges Blei hingebreitet liegen — ja, hier lebte vor einigen Jahrzehnten ein gewisser Jan Möller. Dieser Jan Möller war ein Mann von vielen Geschäften. Man sagte, er sei früher Schneider, ge-

nauer: Flickschneider auf Wanderschaft, gewesen und habe viele Länder der Welt gesehen. In dies abseitige Kirchdorf habe ihn die Sehnsucht nach der weiten See gebracht.

Kein Mensch wußte, woher er kam. Nach seiner Aussprache mußte er aus Mitteldeutschland stammen. Jan Möller wohnte in einer kleinen Strohdachkate. Er hatte eine kleine Tochter von etwa zehn Jahren bei sich. Niemand wußte, wer die Mutter war. — Ich entsinne mich jedenfalls, daß es plötzlich in der Gegend hieß: „Jan Möller hatt 'n Deern mitbröcht!“ Die Kate, in der er wohnte, war ein verfallenes Abnahmehaus, in welchem nur ein Zimmer und die Diele einigermaßen gut erhalten waren. Das machte Jan Möller nichts aus. Er war, was man bei uns „een vergnögte Seel“ nennt. Zu Hause und unterwegs hatte er zumeist ein Lied auf den Lippen; er piffte wie eine Amsel. Darum nannte man ihn auch „Jan Fleut“.

Auf seinen vielen Wegen — ja, sol es muß wohl noch erzählt werden, daß Jan Fleut zumeist unterwegs war; seine Hauptprofession war das Botengehen. Für den Bauernvogt, für Pastor und Lehrer, ja sozusagen für jedermann machte er Bestellungen und Besorgungen. Man konnte ihn zu allen Tageszeiten und überall antreffen. Nicht selten ging er auch quersfeld, über Grubb und Graben, über Knick und Wall. Er war nicht übermäßig groß und kräftig; aber schlank und zäh, und hatte gute, lange Beine. Bei seinen Besorgungen machte er gleichzeitig seine übrigen Geschäfte mit ab. Er half den kleinen Leuten dabei, ihre Briefe zu schreiben, ihre Eingaben und Beschwerden an die Ämterstellen aufzusetzen, und den jungen Leuten, sich zu treffen

und zu finden. An den Sonntagen war er in den Krügen, um mit seiner schrammigen Geige zum Tanz aufzuspielen. Leider kam er dann oftmals erst am Montagmittag nach Haus. Musikantenfehlen sind trocken und Jan Fleut war ein begeisterter Musikant.

Mit der Zeit — ich habe es ja selbst erlebt — hatte Jan Fleut noch ein anderes Geschäft angefangen: Er hatte sich zum Tanzmeister der Gegend aufgeworfen, natürlich nur für die Schulkinder, denn die Großen nahmen ihn doch nicht ganz für voll.

So brachte Jan Fleut mit Botengängen, Flöten und Tänzen seine Zeit hin und war bei jedermann wohlgekommen.

Seine Tochter wuchs heran. — Nun war da ein junger Bauer, allein auf seinem Hof — vier Pferde und was dazu gehört —, der bekam es mit der Langenweile, und als er darum eines Sonntags auf den Tanzboden ging — nicht ohne fröhliche Hintergedanken, versteht sich —, sah er die kleine Lisbeth Möller, die ihren Vater, sicherheitshalber, abholen wollte. Lisbeth war um die achtzehn und rosig und keusch wie eine Pfirsichblüte.

Der Tanz war fast zu Ende, und Jan Fleut äugte schon nach der Theke, ob die jungen Leute sich seiner nicht erbarmen möchten; da stakete der junge Bauer, er hieß Niels, quer durch den Saal, warf dem Musikanten einen Taler zu und rief: „Schnellwalzer!“ Dann griff er sich die kleine Lisbeth und wirbelte mit ihr links herum wie das Ungewitter durch den Saal. Alles staunte! Jungedü! Das war einmal ein Tanz! Jan Fleut hatte Spaß an der Sache. Er geigte und flötete darauf los, daß es seine Art hatte, und merkte dabei gar nicht, daß die Klarinette nicht mit ihm Schritt halten konnte. Nun hatten sich die anderen Gäste mittlerweile von ihrem Schreck erholt. Sie fingen auch an zu tanzen, und bald wirbelte und wogte alles durcheinander.

So ging es noch eine gute Weile. Schließlich kam der Wirt und drehte die Lampen aus. Im Gastzimmer trafen sich, um die Theke herum, Jan Fleut und die beiden jungen Leute. Niels nahm den Musikanten beim Arm und sagte: „Heute fallen Ostern und Pfingsten auf einen Tag! Grog her und für die Kleine ein Glas Portwein!“

Jan Fleut war selig. Er konnte kaum so schnell trinken, wie die dampfenden Bünsche vor ihm aufmarschierten. Dann nahm er seine Geige und spielte: „Den schönsten Platz, den ich auf Erden hab“, das ist die Nasenbank am Elterngab — „Sie sangen alle andächtig mit. Es war so schön, daß Jan Fleut die Tränen aus den Augen liefen. Der Wirt allerdings, der seinen Kunden am nächsten Tag davon erzählte, behauptete, daß der Grog übergelaufen wäre.

Das Fest war zu Ende. Niels hatte, wie es so Brauch ist, die kleine Lisbeth unter den Arm genommen, um sie nach Haus zu bringen. Jan Fleut stand einsam an der Theke und trank



den letzten Grog. „Zum Abgewöhnen!“ wie er sagte. Dann schloß der Wirt auch hinter ihm die Tür.

Unterwegs flötete er vergnügt vor sich hin. „Ein herrliches Fest! Ja, der Niels! Ein feiner Kerl; spendabel und forsch! Nun war er mit seiner Lisbeth voraus. Warum sollte das nicht etwas werden? Er, ein angesehener Mann; Vertrauensperson und Künstler.“ Ein paarmal kam er vom Wege ab; es war sternlose Nacht. Dann mußte er quersfeld über die Grabenstege. Jan Fleut war immer noch vergnügt. Er tänzelte sogar zuweilen zu seiner eigenen Unterhaltung. Da war der erste Steg. „Nun, Zunge gerade im Mund und dann vorwärts!“ Er war schon auf der anderen Seite. „Ja, Kerls wie wir!“ So ging es flötend und tänzelnd weiter.

Als er bei dem letzten Graben ankam, knurrte er: „So, nun kommt das letzte Kapitel!“ Er war gerade mitten auf dem Steg, der nur etwa einen Fuß breit war, da mußte es ihm durch den Kopf schießen: „Meine Geige! Ich habe ja meine Geige vergessen!“ Er wollte auf dem Fleck umdrehen, rutschte und schwankte in den Graben. Das kalte Wasser nahm ihm den Atem. Er strampelte mit Armen und Beinen. Die Grabenborte war steil und hoch. Da fing er an zu rufen: „Hallo! Help! Help!“ — Er rief lauter — plötzlich kam eine Gestalt durch die Dunkelheit angeschossen, stoppte, sah zwei weiße fuchtelnde Arme

in der Luft, packte sie und riß — — — Jan Fleut stand auf dem Trockenen, aber das Wasser lief an ihm herunter wie ein Sturzbach. Er zitterte vor Kälte und wimmerte: „Nach Haus!“

Niels faßte ihn mit beiden Armen; so trug er ihn nach Haus.

Als Jan Fleut in seinem Bett lag, war er schon wieder ganz zufrieden. Lisbeth saß neben ihm und löffelte ihm heißen Tee ein.

„Laß man, Kind, ich will schlafen!“ Sie ging.

In der Nacht kam das Fieber. Jan Möller sah sich verwirrt um; durch die kleinen Ruten schien der Mond; er spitzte die Lippen; es wollte mit dem Flöten nicht recht gehen; die Zunge fuhr hin und her über die trockenen Lippen; schließlich kamen kurze, armselige Töne hervor; Jan Möller schmunzelte. Dann erhob er sich, sah, wie der Mond einen schmalen, hellen Streifen in die Stube malte, kletterte aus dem Bett und begann im Tänzelschritt auf dem Lichtstreifen hin und her zu schreiten. Er pfiff mit heiterer Gebärde dazu: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus — mein Herz, das ist ein Bienenhaus“, immer von neuem, und tänzelte weiter, bald im Polka-, bald im Walzerschritt. — Er pfiff und tanzte, und als er sich schließlich müde fühlte, setzte er sich auf dem Lichtstreifen hin, lehnte den Rücken an die Wand und kicherte: „Nana, nun fällt Jan nicht wieder vom Steg!“

So fand ihn Lisbeth am nächsten Morgen. Sie faßte ihn, um ihm ins Bett zu helfen. Er war ganz steif. Als er schließlich im Bett lag, drehte er sich langsam zur Wand.

Lisbeth lief in ihrer Angst zu Niels. Der riß die Pferde aus dem Stall und fuhr zum Arzt in der Stadt.

Der alte Sanitätsrat stand kopfschüttelnd am Bett. Dann wandte er sich und verließ die Stube. Niels und Lisbeth folgten ihm. Der alte Sanitätsrat neigte das Haupt: „Es ist aus; er war ein Mensch!“

Dann ging er. —

Niels hielt die kleine Lisbeth bei der Hand; sie sah zu ihm auf; dann sagte sie leise: „Vater! Vater!“

Niels legte den Arm um ihre Schulter, so zart wie es ihm möglich war: „Du bist nicht allein; du bleibst bei mir, willst du?“ Da lehnte sie den Kopf an seine Schulter und sprach: „Ja, lieber Niels!“



Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostovsky

9. Fortsetzung

Es kamen Tage und gingen welche, die zitterten ohne Unterlaß. Es war, als bebten die Wände unter dem Lichtschein der Sonne, und nachts knisterten sie wie von Geisterschritten. Der Schlaf hatte sich abgewandt. Die Nächte waren lang und zerrissen von Sorge, und eines verbarg vor dem andern seine Seufzer in die heißen Rissen. Hohläugig sah sie der Tag vor seiner Zeit schon wandeln und schlug sie mit nie gekühlter Müdigkeit.

Phichen aber, das Kleine, blühte herzlich und heiter zu Füßen der Alten. Dahinab reichte nichts von dumpfer Schwere, und Wotans trauriger Blick galt nur eine Neckerei mehr.

„Wann gehen wir zu den Fellemanten?“ fragte es öfter ungeduldig.

„Bald — bald“, wurde ihr geantwortet. Aber es klang so hoffnungslos aus der Ferne, daß es kein Trost mehr war.

„Die Fellemanten schlafen jetzt wohl im Winter?“

„Ja, die schlafen bis zum Frühjahr.“

„Dann gehen wir doch hin?“

„Ja, ja!“ seufzte Hermine, ohne noch daran zu glauben. Sie suchte sich Frist zu erkaufen; mit trübem Lächeln über sich selber tat sie es. Nun war es schon tief im Winter. Wenn der Frühling erst kam, dann wurde vielleicht alles noch gut . . .

Die Not war groß; das Volk trug schwer. Und jeder sann auf ein Opfer, daß die Armsten sich nicht verloren glaubten. Also dachte auch Frau Hermine zu helfen, da ihr selbst keiner helfen konnte. Sie schnürte ein Päckchen und schrieb darauf: „Familie Linge, Matthäikirchhofgasse 12.“ Absender: „Ungenannt in der Himmelsstraße 1000.“

Hannemann sah es gerührt. „Willst du dich so verraten und dein gutes Herz?“

Ihm schien es etwas gewagt, dergleichen mit eigener Schrift abzusenden. Aber er sagte nichts und trug das Päckchen an ein entfernteres Postamt. Da mochten sie suchen!

Hermine hatte auch einen Kuchen hineingetan und darin einen Taler verpackt. Wer mochte der Glücksvogel unter Phichens Geschwistern sein, der den Taler auf den Teller bekam: Otto oder Paul oder gar die Eltern selbst? Viel davon würde ja nicht in die Sparbüchse gelangen, wenn es dergleichen überhaupt im Hause gab.

Alle Woche wanderte solch Päckchen nun nach der Matthäikirchhofgasse und stellte sich am Sonnabendnachmittag zum Sonntag pünktlich ein, immer aus einer anderen Gegend der großen Stadt gefandt, stets von scheinbar anderer Hand, und der Absender war bei den Kindern, für die manch Lederbröckchen abfiel, zu einem Märchenkönig aufgerückt: So reich konnte ein anderer kaum sein!

Frau Hermine fiel es auch nicht leicht, solche Sendung allwöchentlich von dem ihr ausgelegten Geld abzusparen. Sie wollte sich freikaufen vor ihrem Gewissen und tilgte an einer Schuld, die doch nicht tilgbar war. Immer hoffte sie auf Erleichterung und tröstete sich von einem Freitag auf den anderen, daß sie mit der neuen Sendung sich los und ledig fühlen werde.

Aber ihre Wohltat war wie ein schwacher Kerzenschein in dem großen dunklen Raum, den sie verschlossen hielt mit ihrem Schweigen, während sie selbst mit dem lieben Kind im Hellen saß, brennenden, gequälten Auges vor soviel Licht aus einer fremden Quelle. Nur einige kurze Stunden gewann sie sich, wenn das Päckchen auf die Reise ging; in denen redete sie sich gut zu, über alles wasche Gras, und die Zeit gebe ihr endlich Eigentum, wo es mangelte.

Nicht lange währte solcher Trost. Heißer nur und lechzender fielen die reißenden Tiere in ihre Brust. Klagte sie sich nicht

selbst an vor den schlichten Leuten, die aus der wohlthätigen Regel ahnen mußten, daß hier jemand sich regte, der sich schuldig fühlte? Je öfter sie gegeben hatte aus dem Verborgenen, um so schwerer bekannte sie sich zu dem schuldhaften Geheimnis, das sie hütete. Drückender nur sah sie sich verpflichtet von einem zum andern Mal, und töricht genug war es, immer mehr geben zu wollen, da es nichts half und bald unmöglich wurde. Der Winter war hart, die Not groß. Sie linderte sie auf doppelte Weise — gewiß — an jenen da. Aber wußte sie denn, ob es willkommen war gegen solchen Preis?

Es ging auf Weihnachten. Ein Aufruf an alle erschien zur Sammlung für die Armsten in dieser schweren Zeit. Nicht nur Gaben waren willkommen, auch Helfer, die ihre Kraft in den Dienst des Wertes stellten, die zugeflossenen Spenden sichten, ordneten und verteilten. Zuvor mußten auch welche hingehen und erforschen, wo die Not am schärfsten zugepackt hätte. Vor allem galt es, die verschämten Armen aufzufinden und jene aufzusuchen, die aus Verzweiflung nichts mehr zu ihrer Rettung unternahmen.

Frau Hermine, getrieben von ihrem Schuldgefühl, war eine der ersten, die sich zu tätiger Mitarbeit meldeten. Wie eine Brücke, vom andern Ufer herübergeschlagen, erschienen ihr diese Umstände, in denen sie sich bewähren konnte. Sie stellte sich für den Bezirk zur Verfügung, in dem die Matthäikirchhofgasse lag. Vielleicht, daß es ihr eines Tages die Zunge löste und das Herz?

Sie bekam eine Armbinde mit rotem Kreuz, als Ausweis von der Behörde gestempelt, zum Zeichen ihres Berufs, und begann ihre Arbeit. Ihren Namen brauchte sie auf solche Art nirgends zu nennen: Sie war die „Helferin“, und hinter ihr standen tausend Gebende.

Die Fürsorgeschwester des Bezirks gab ihr Weisung und drückte ihr eine Liste der kinderreichen Bedürftigen in die Hand. Gladernden Auges suchte Hermine sogleich nach dem Namen „Linge“. Fast stand er an der Spitze; vor ihm nur einer mit elf und einer mit zehn Kindern; er selbst war mit neun aufgeführt. Phichen meldete sich aus dieser Zahl, bleich und gespenstig, ein Schemen und nichts als eine Zahl ohne greifbaren Inhalt. Gewiß: Linges sollten für neun Kinder bekommen — wenn es damit getan gewesen wäre!

Zuerst ging sie zu den elf Kindern, um sich an das neue Geschäft zu gewöhnen. Welches Elend trat ihr entgegen! Dumpfe, ausgezehnte Eltern, die sich nicht mehr wuschen; bleiche, hustende, verschmierte Kinder, denen die Lumpen vom Körper hingen. Und alle dreizehn Menschen in einem Raum. Der Säugling quälte sich an der erschöpften Mutterbrust und schrie vor Hunger. Die Frau zeigte blaue Flecken; ob von Schlägen oder vom Hunger, war nicht festzustellen. Der Mann aber, finster und mürrisch, rauchte aus einer zerbrochenen Pfeife und stieß Giftschwaden von sich. Er wollte nichts sehen, und die Kinder husteten vom beizenden Qualm.

Was war da noch zu helfen? Kleidung und Wäsche und Nahrungsmittel konnten gegeben werden. Aber wie bald war das Eßbare aufgezehrt, und die neuen Kleider wurden verkauft um das nackte Leben! Es schien hoffnungslos: Das Leben mit seiner Unbarmherzigkeit würgte sich selber ab in vielerlei Gestalt, und alle Liebe war getötet von der Not.

Die Worte, die Hermine zu den Leuten sprach, waren zu zählen. Was halfen Worte und Fragen? Sie sah alles selbst, nackt und unverhüllt, und es klagte sie an und alle, nicht zuletzt sie selbst.

Angst befiel sie, auch bei Linges möchte es so aussehen. Und mit der Angst kam schon die sträfliche Hoffnung, es verhalte sich nicht viel besser dort: Dann hatte sie geringen Widerstand zu überwinden; man ließ ihr Phichen gern bei solcher Not.

Bei der Familie mit den zehn Kindern war es nicht anders als bei der ersten. Ein unverantwortlicher Mann, der sich's zum Verdienst anrechnete, daß er noch blieb, markt- und haltlos, hin und her gerissen zwischen Hunger und Gier, und die Frau ein armer, geschlagener Padesel, störrisch und zänkisch, lauernd und hämisch.

Und nun stand Hermine vor Nummer 12. „Linge“, hieß es an der Tür auf weißer Pappe, säuberlich angezwackt. Das kleine, engbrüstige Haus gehörte Linge wohl selbst? Hinter den winzigen Fenstern standen Blumen in bunter Reihe; die blühten lustig heraus, als gäbe es keinen Winter, und die Scheiben schienen zu schwitzen vor ihrem Anhauch.

Klopfenden Herzens gewährte Hermine jegliches, was ihrer Vorstellung vom Innern dieses Hauses Nahrung gab. Noch vermochte sie es nicht, einzutreten, bog vielmehr ab und schritt um die kleine Kirche, die der Gasse den Namen gab. Finster und kalt auch die Kirche mit ihrem glatten Backstein und dem Mauerwerk aus fremder Welt. Drinnen erklang die Orgel und summt tief von drunten her, als erhöbe sich unter den tausend und aber tausend Steinen ringsum eine Stimme, mächtiger als die Last der Stadt, anstrengend wider das Pflaster, daß die Erde sich lockte zu neuem Atem.

An der Pforte lauschend, stand die Frau. Es donnerte an auch gegen ihr Herz und hob es auf zu Gesang und Stimme. Sie kehrte um. Ein schlichtes Lied trug sie vor sich her, einfach in seinen Schritten, die es tat hinan und hinab mit seiner Melodie, und indem sie es sang ohne Unterlaß, keimte ihr Mut im Herzen, wuchs und umrankte es mit zauberhaftem Schuß. Also konnte sie es wagen!

Sie trat hinein in das Haus. Die Türlocke rief laut, und die Stubentür ging auf. Heraus sah ein Bubenkopf.

„Mutter — hier ist wer!“

„Wer denn?“

„Eine Frau!“

„Laß sie herein!“

Hermine trat in die Stube. Fränze, die Sechsjährige, wurde gerade gebadet. Sie stand in einem Waschtrog. Die Mutter hüllte sie ein in Seifenschaum und übergoß sie. „Ach!“ rief sie, ein wenig betroffen, als sie Hermine ansichtig wurde. Und zu dem Buben: „Ist das eine Frau etwa? Du Dummrian!“

„Bin schon eine Frau — was weiter denn, Frau Linge?“ mischte sich Hermine ein. „Aber ich kann warten. Baden Sie nur das Kind zu Ende!“

Rasch wurde ein Stuhl abgewischt. „Sie müssen schon entschuldigen, aber — —“

„Was ist da zu entschuldigen? Ich freu' mich, daß Sie Ihre Kinder so sauber halten!“

„Ja, ich habe gerade gewaschen. Da hat man soviel Lauge; da kommen die Kleinen auch gleich mit dran.“

Damit nahm sie Fränze aus dem Wasser, hüllte sie ein und rubbelte sie kräftig, daß das Kind fast vom Stuhl fiel. Vor dem Ofen, am langen Tisch, saßen die Buben und machten Schularbeiten. Nun glockten sie neugierig auf den Besuch, kauten am Federhalter und stießen sich in die Seiten. Was die wohl wollte?

Fränze wurde der zwölfjährigen Hedwig übergeben, die mit aufgetrempelten Ärmeln noch mit der Wäsche hantierte. Hedwig sollte sie weiter trocknen.

Frau Linge nötigte ihren Besuch über den Flur in die Gute Stube. „Ist zwar kalt hier, aber es läßt sich da besser reden“, sagte sie. „Die Bengels horchen mir schon zuviel.“ Mit einem erwartungsvollen Blick sah die Frau nach der Fremden hinüber. Sie wagte nicht zu fragen, was die Dame wünsche. Vielleicht sollte sie zum Waschen kommen oder dergleichen?

„Ich komme von der Nothilfe, Frau Linge“, begann Hermine mit leiser Stimme. Es klang so geheimnisvoll, als dürfe niemand es hören.

„Ach, Sie sammeln wohl?“ fragte Frau Linge darauf, als sie vergeblich nach Weiterem gelauscht hatte.

„Nein, nein! Damit käme ich doch nicht zu Ihnen — mit Ihren neun Kindern!“

„Sind nimmer neun!“ fuhr die hart dazwischen und machte eine Handbewegung durch die Luft, als scheuche sie etwas von sich.

Betroffen sah Hermine, wie es getragen wurde, was sie getan hatte. Sie unterdrückte die quälende Luft, zu fragen.

„Und also nun?“ forschte die Frau ungeduldig in die Pause. Was sollte das alles?

„Ich dachte“, fuhr Hermine mit fast demütiger Bescheidenheit fort, „Sie könnten etwas brauchen von unseren Sachen . . . Bei solch zahlreicher Familie ist es doch schwer — jetzt im Winter.“ Wie stockend sie redete!

Frau Linge sah sie erstaunt an. „Ach, so?“ rief sie. „Aber wir sind noch nicht in Not — nee! Der Mann hat Arbeit; er versteht seine Sache. Und ich wasche, flicke, mache Aufwartung und habe drei Häuser.“

„Drei Häuser? Wie denn das?“

„Nu, ich wisch' die Treppen in den Häusern. Da läppert sich denn was zusammen — nebenher. Schulden sind nicht. Und

unser Dach — nu ja: Solang es hält, hält's eben. Stürzt's mal ein, dann müssen wir halt sehen — auf eine Hypothek oder so was. Wir kommen noch durch.“

„Aber — Kleidung, die ist doch teuer? Und die Kinder!“

„Ach“, wehrte Frau Linge, „da wächst eins ins andre hinein! Geflickt muß ja oft werden — aber warum nicht? Wir sind keine feinen Leute. Hedwig muß waschen helfen, und Otto geht in die Lehre. Was braucht er da? Da gibt es andere Leute als wir — die haben nicht das nackte Leben. Dahin müssen Sie gehen, liebe Frau! Wir schaffen's so auch.“

Frau Hermine stand ganz betroffen vor soviel Stolz. „Ich glaube, Sie sind zu bescheiden. Das ist ja sehr lobenswert. Aber es gibt so viele, die fordern einfach, was sie nur erraffen können, als ihr gutes Recht; welche, die kaum ein Dankeschön über die Lippen bringen, die gar noch wählerisch sind, weil man nicht ihren Geschmack getroffen hat. Solche 'Not' gibt es auch! Und wenn ich nun sehe, wie Sie sich redlich abrackern und alles zusammenhalten, da möchte ich doch glauben, es sei falsch, wenn Sie etwas ausschlagen, das wir gern gerade Ihnen und Ihren Kindern zuwenden möchten und das sonst die anderen fort-schleppen, die es nicht verdienen.“

Sie hatte sich in rechten Eifer geredet, und Frau Linge sah sie fast erstaunt an. „Verdienen?“ fragte sie hinterdrein. „Wißt' ja nicht, womit ich das 'verdiente': ich und wir. Sehen Sie, da kommt alle Woche nun ein kleines Paket an, genau auf den Sonnabend. Erst dacht' ich, eine Herrschaft wollte mir was zuwenden und nicht wissen lassen, wer sie sei. Aber nun geht das schon Woche um Woche. Und immer woanders kommt das her. Was soll man davon nun denken? Muß das nicht immer derselbe sein? Und manchmal ist mir's, als dürft' ich's nicht mehr aufmachen, das Paket — als müßt' ich's dem Briefträger wiedergeben. Soll er machen damit, was er mag! Mir brennt es schon unter den Fingern, wenn ich's anrühr'. Es ist mir immer, als sollt' ich schlecht gemacht werden auf solche Art.“ Sie stand und atmete rascher, sah die Fremde groß an und schwieg, mit einem bitteren Zug um den Mund, der zu sagen schien, daß es doch nicht auszusprechen sei, was sie meine.

„Schlecht gemacht werden?“ griff es Frau Hermine auf. „Warum denn das?“ Auch ihr verschlug das Herz die ruhige Rede: Die Worte kamen gestoßen, wie Blut.

„Das sieht man doch überall, daß die Leute schlecht werden — vom Nehmen. Was nicht verdient ist, schlägt nicht zum Segen aus. Das weiß der Himmel. Und so ist es auch mit den Sachen, die da so kommen am Sonnabend. Wir rühren nichts mehr an davon, der Mann und ich. Die Kinder bekommen alles: Die sind noch dumm und wissen nichts anderes, als daß sie nehmen, was sie kriegen. Anders ist es auch nicht mit der Nothilfe. Wir wollen nichts haben — da müssen Sie schon entschuldigen!“ Sie wischte sich die Hand in die Schürze und reichte sie der Besucherin zum Abschied. Klaren und offenen Auges sah sie die Fremde an.

Und Frau Hermine stand verlegen an der Tür, wie ein Kind, das vergeblich Blumen angeboten hat. „Vielleicht darf ich noch einmal wiederkommen zu Ihnen?“ fragte sie demütig und bescheiden.

Da lächelte Frau Linge. „Zu solch einfältiger Frau, wie ich bin? Na, das werden Sie doch nicht!“ Damit schloß sie die Tür und hatte es eilig zu ihrer Arbeit. Allzulange war schon geschwacht . . .

Ziellos und wie ausgestoßen, ging Frau Hermine davon. Das also war die von Arbeit aufgeriebene Mutter, wie sie sich die gedacht hatte? Nichts von alledem: eine kleine, bewegliche, tapfere Frau, die guten Muts ihre Sachen anfaßte und mit festem Griff ihr Hauswesen regierte. Durch nichts gebeugt oder gequält; mit einer Stirn, der die Sorgenfalten nichts anderes bedeuteten als gut gezogene Furchen einem Ader; im leicht geträufelten Haar kein Silberfaden — trotz neun oder mehr Geburten und trotz ihren vollendeten vierzig Jahren, die sie wohl schon hinter sich hatte.

Wie schämte sich Hermine vor dieser Frau, die nichts annehmen wollte, weil das Nehmen, ohne es zu verdienen, den Menschen verdürbel! Die mit einer harten Handbewegung ihr großes Leid verschwiegel! Ein Zittern überließ sie, als fühle sie eine Faust über sich, die schlagen wollte, und sie faltete mitten auf der Straße die Hände um Hilfe aus der Herzensnot. Konnte ihr jemals verziehen werden?

(Fortsetzung folgt)

Das Richten gebogener Gemüsebretter

Die in der Küche üblichen Holzbretter, die für die Bereitung der Gemüse usw. eine große Rolle spielen, erhalten eine mehr oder weniger starke Krümmung, wenn sie in heißem Wasser gereinigt werden. Das Reinigungswasser für diese Bretter darf nur lauwarm sein. Hat man aber versehentlich zu heißes Wasser verwendet, und will man die hierdurch gekrümmten Bretter wieder eben machen, so lege man diese zwischen nasse Tücher und stelle einen schweren Gegenstand, wie Gewichte auf die so verpackten Bretter. Man beläßt die eingewickelten Bretter so lange in dieser Lage, bis die Tücher — und vermutlich auch die Bretter — vollkommen trocken sind.

Ein vortreffliches Fleckenwasser

Ein billiges und gut wirkendes Fleckenwasser erhält man auf ganz einfache Art. Man mischt 30 g Salmiakgeist, 30 g Weingeist, 4 g Lavendelöl und 15 g Regenwasser. Vor jedem Gebrauch ist die Flüssigkeit gut umzuschütteln. Dieses Fleckwasser kann zur Entfernung von Flecken aller Art in echtfarbigem, wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffen verwendet werden. Nachdem man die betreffenden Stellen mit diesem Wasser gut befeuchtet hat und die Flecken verschwunden sind, wäscht man sie in reinem Wasser aus. Zur Entfernung vieler Flecke wie: nichttätzende Tinte, Rotweinflecke, Fettflecke kann man Bohnenwasser benutzen, das heißt das Wasser, in dem man Bohnenkerne weichgekocht hat.

Fensterschutz gegen Zugluft

So mancher Schnupfen oder Husten, so manches Rheuma ist schon dadurch entstanden, daß die Fenster im Winter nicht richtig behandelt worden sind. Trotz Doppelfenster kann die Zugluft noch derart stark sein, daß der Platz am Fenster unmerklich, aber doch wirksam ungesund ist. Betten, die am Fenster stehen, sind ebenfalls besonders zu schützen. Es ist unbedingt erforderlich, daß die Doppel- und noch mehr die einfachen Fenster mit einem Schutz versehen werden. Am vorteilhaftesten ist das Auflegen von besonders gefertigten Polstern auf die Simse. Sie bestehen aus alten, zusammengeknähten Stoffresten, die mit Sägemehl gefüllt werden können und auch einen selbstgestrickten oder gehäkelten Bezug bekommen können. Selbstverständlich muß das zur Füllung benutzte Sägemehl trocken sein, und die Bezüge bzw. die Säckchen müssen aus dichtem Stoff bestehen, damit das Mehl nicht herausfällt oder durch die Maschen hindurchdringen kann. Werden diese Auflagen an stark angelaufenen Fenstern oder durch Gefrieren naß, muß man sie vorsichtig in der Ofenröhre oder auf dem Herd trocknen. —

Ein weiterer Schutz besteht aus zwischengelegtem Zeitungspapier, das zusammengeknüllt wird. Man dreht es am vorteilhaftesten in lange „Würste“ und legt diese dann zwischen die Doppelfenster. Nach der Innenseite zu wird dann eine wollene Fensterdecke gehängt, die einen weiteren Schutz gegen alle Zugluft bedeutet. Auch Filzstreifen aufgenagelt, dienen zum Abdichten gegen die kalte Winterzugluft und ersparen gleichzeitig den Verbrauch an Heizmaterial.

Streifen und Schleifen an Blusen



B 32367

Zeichnungen von Johanna Lahndt
Aufnahmen: Cläre Sonderhoff

B 32367. Schlichte Bluse aus großkarierter Seide mit hellem Kragen und großer heller Schleife. Tief angesetzter Bündchenärmel. Erforderlich: etwa 1,85 m kariertes, 60 cm einfarbiger Stoff, je 100 cm breit



Rotweiße Seidenbluse in aparter Streifenverarbeitung
Modell: Trick, Berlin

B 22477. Der gestreifte Vistastoff ist zu der Bluse schräg verarbeitet und mit einfarbigem, gleichem Material zusammengestellt. Der Westeneinsatz und die Vorderteile haben Knopfschluß. Erforderlich: 2,55 m gestreifter, 90 cm einfarbiger Stoff, je 80 cm breit. Schnitt für 112 cm Oberweite



B 22477



B 32213

R 22481

B 32224

B 32224. Bluse aus gestreiftem Stoff mit raglanartigen Puffärmeln. Erforderlich: etwa 1,70 m Stoff, 100 cm breit. Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite

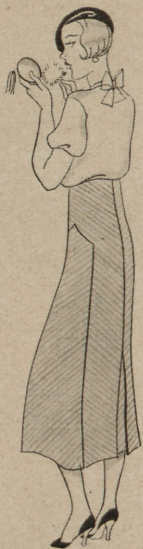
B 32213. Bluse aus bedruckter Seide oder Kunstseide mit angesetztem Schößchen und Flügelärmeln. Erforderlich: etwa 1,40 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 32 und 100 cm Oberweite erhältlich

R 22481. Die beliebte Form des Wickelrockes ist durch den linksseitlichen Knopfschluß betont. Erforderlich: 1,85 m Stoff, 130 cm breit. Schnitt für 112 cm Hüftweite



Zu der Bluse aus türkisfarbenem Flamilis gehört ein Complet aus Angora Jersey

Modell: Herrmann Gerson, Berlin



R 39337

R 39337. Eine hübsche Wirkung ergibt die verschiedenartige Streifenlage des Diagonalstoffes, der zu dem schlichten Blusenrock verwendet wurde

Flotte Seidenbluse mit Punktmusterung auf Beige-Grund

Modell: Trick, Berlin



B 32380. Bluse aus Vistra-Stoff oder Marocain. Kurze Überärmel (Raglanform). Erforderlich: etwa 2,10 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 92, 100 und 112 cm Oberweite

B 32380



K 32183

R 32385

Nachmittagsbluse aus weißer gerippter Seide, an welcher die neuartig eingesetzten Ärmel interessant sind

Modell: Emma Bette, Bud & Lachmann, Berlin

K 32183. Kurzärmelige Westenbluse aus weißem Pikee. Erforderlich: etwa 1,85 m Blusenstoff, 80 cm breit

Backobst ist gesund!

Aus Apfelschnitzeln läßt sich Apfelsuppe zubereiten, ebenso Suppe aus Aprikosenschnitzeln, die man durchschlägt und mit Kartoffelmehl bindet und mit Suppenmakronen oder Schneeklößen anrichtet. Wichtig ist die richtige Vorbereitung: das Backobst soll mehrmals mit lauem Wasser abgewaschen, dann in kaltem, weichem Wasser eingeweicht, und in diesem am folgenden Tage gekocht werden. Man rechnet auf 125 g Früchte $\frac{3}{4}$ l Wasser, für Aprikosen $\frac{1}{2}$ l. Birnen, die langsamer aufquellen und erweichen als andere Früchte sollten stets gesondert zubereitet oder wenigstens zuerst aufgesetzt werden, das übrige Mischobst füge man später hinzu. Sehr gut läßt sich Backobst im Selbstkocher bereiten, wo es nach 5 Minuten Ankochzeit etwa 2 bis 3 Stunden weiterzieht, ehe es angerichtet werden kann. Man reicht es bekanntlich gern als Beigabe zu Kartoffel-, Semmel- oder Grießklößen, auch zu einfachen Puddings, zu Flammeri oder den sogenannten „armen Rittlern“. Weniger bekannt ist die Verwendung von Backobst als Fülle von Obstpasteten, die aus den verschiedensten Teigmischungen (Blätterteig, Mürbeteig), auch aus schichtweise über die Früchte gelegten Weizenflocken hergestellt werden. Die letzte Art erhält noch einen Überguß aus Milch ($\frac{3}{4}$ l), in welcher 2—3 Eier, etwas Zucker und Zitronensaft verquirlt werden, ehe man die Masse im Bratofen überbäckt. Das abgetropfte eingeweichte Backobst kann gleichfalls mit Milchreis, dem einige Gelbeier unterzogen wurden, bedeckt und mit einer Haube von gezuckertem Eierschnee überbacken werden. Man kann es ferner, — gemischt oder eine bevorzugte Sorte allein — in eine mit Zwieback ausgelegte Backform geben, nachdem jener, mit Milch, Zucker und Eidotter übergossen, im Bratofen oder Wasserbade zu einer festen Unterlage geworden ist. Der mit Zucker vermischte Schnee bildet die Oberschicht des Auflaufs, der im Ofen bei mäßiger Hitze eine goldgelbe Farbe erhalten muß.

In manchen Gegenden richtet man Backobst mit magerem, durchwachsenem Speck an, in Schlesien kocht man es mit geräuchertem Schweinefleisch, das bereits halbweich sein muß, ehe man zuerst die Birnen, eine halbe Stunde später die übrigen Früchte darangibt (Schlesisches Himmelreich). In Westfalen erhält die Martinsgans anstatt der Apfel- füllung eine solche aus geweichtem Backobst. In der Krankenkost spielt die Verbindung von durchgestrichenem Fruchtmark mit Eiweiß und Puderzucker eine Rolle. Man kann dazu auch getrocknete Prünellen, Äpfel, Aprikosen oder Pflaumen verwenden und rechnet auf 50 g Fruchtmark 2 Eiweiß und 50 g Puderzucker. Die Masse wird in feuerfester Form bei schwacher Hitze überbacken. Das Mark von geweichten, zerkochten, durchgestrichenen Aprikosen ergibt auch, gesüßt, mit Gelatine und zuletzt mit geschlagenem Rahm vermischt, eine wohlschmeckende Creme, die mit halbierten Aprikosen und Suppenmakronen, auch mit Aprikosenmarmelade garniert werden kann. (Auf einen Viertelliter Fruchtmark 8 Blätter Gelatine, $\frac{1}{2}$ l Schlagsahne.) Marmelade kann man aus gedörrten Aprikosen herstellen. Die eingeweichten Früchte werden durch die Hackmaschine gegeben, liebt man ganze Früchte darunter, so bleibt ein Teil unzerkleinert.

Die Masse wird gewogen, knapp ein Drittel des Gewichts und nach Belieben etwas Zitronensaft hinzugefügt und unter ständigem Rühren solange gekocht, bis auf der vom Kochlöffel gezogenen Bahn der Boden des Kochtopfes durchschimmert.

Aus dieser Marmelade läßt sich ein Konfekt bereiten, das als Christbaumschmuck verwendet werden kann. Man vermischt einen Eßlöffel Fruchtmus mit ebensoviel Zitronensaft und rührt soviel Puderzucker darunter, wie die Masse annimmt, ehe sie sich auf dem Nudelbrett formen läßt. Nunmehr werden Brezeln, Ringe, Schleifen usw. daraus gedreht, die auf einem Brett in kalter Luft trocknen und nach etwa 24 Stunden bereits erstarrt und verwendungsfähig sind. — Ein anderes Konfekt ergeben Backpflaumen, die zunächst eingeweicht, dann halbweich gekocht wurden. Man schneidet sie vorsichtig auf, entfernt den Kern und ersetzt ihn durch eine Fülle von geriebenen Mandeln, die mit wenig Zucker, etwas Zitronensaft und Arak zu einem festen Brei verrührt wurden. Die zusammengedrückten Pflaumen werden mit Schokoladenglasur überzogen (1 Eßlöffel Kakao, 2 Eßlöffel Zucker, ganz wenig Wasser, auf dem Feuer verrühren, bis es kocht) und wenn diese erstarrt ist, einzeln in Papierhüllen gelegt. — Man kann auch die mit wenig Wasser weichgekochten Backpflaumen, von den Kernen befreit, durch die Hackmaschine drehen und mit dem gleichen Gewicht an Zucker vermischt zu einem steifen Brei verkochen, der auf geölter Platte erkalten muß. Man formt aus der Masse Kugeln oder länglich-rundes Konfekt, das in Schokoladenstreusel oder gehackte Mandeln eingerollt und dann ebenfalls in Papierhüllen getan wird. — Endlich lassen sich Backpflaumen noch in sogenannte „Schlosserbuben“ verwandeln. Sie werden zu diesem Zwecke gleichfalls halbweich gekocht von den Kernen befreit, dafür mit einer abgezogenen Mandel versehen und sorgfältig zusammengedrückt. Mittels einer Gabel taucht man sie in dünnen Tropfteig (wie zu gebackenen Apfelschnitten) und bäckt sie in Schmalz oder Kokosfett aus, worauf sie noch heiß in geriebener Schokolade umgewälzt werden. — Backpflaumen können klein geschnitten wie Korinthen zu allerhand Gerichten und Gebäck verwendet werden, Feigen, Aprikosen oder Prünellen in gleicher Weise als Ersatz für Sultaninen eintreten.

Wie man den Holzwurm vertilgen kann.

Der Holzwurm richtet viel Schaden an, und es dauert verhältnismäßig nicht lange, bis dieser unsichtbare Geselle ein Möbelstück angefressen hat. Schon beim Bemerken der ersten Bohrlöcher sollte man sich Holzwurm besorgen und damit wiederholt in die Bohrlöcher hineinspritzen und sie dann mit Wachs verkleben. Oder man pustet mit einer kleinen Spritze zuerst alles Holzmehl aus den Löchern heraus und spritzt dann denaturierten Spiritus oder eine Mischung von Petroleum hinein, worauf man die Löcher mit Glaserkitt schließen kann. Selbstverständlich dürfen diese feuergefährlichen Flüssigkeiten niemals bei Licht hineingespritzt werden. Auch Karbolsäure ist ein schnelltötendes Mittel gegen den Wurm. Tritt der Holzwurm in einem Schrank auf, so stellt man einen Teller mit frischen Eichele ohne Kapseln hinein. Die Holzwürmer sammeln sich darauf und werden vertilgt.

Bunte Wimpel-Frühling in Licht

Text und Zeichnungen
von Annelise Skibbe



Umarbeitung mit kariertem Taft

Noch ist Winter, noch bläst der kalte Wind durch die Straßen, und frierend laufen wir unsre täglichen Wege. Dennoch — hie und da weht doch schon ein milderer Lüftlein, die Tage werden länger, manchmal sehen wir im dumpfen Grau des Himmels, das wir nun ach so lange schon über uns haben, ein kleines blitzblaues Fleckchen, treffen uns Sonnenstrahlen, die schüchtern erste lenzliche Wärme bringen. — Frau Mode schielt nach dem Kalender. Zeit, allerhöchste Zeit, daß sie sich würdig und festlich für den Frühling bereite.

Auf einmal gefällt ihr die strenge Dunkelheit ihrer Wintergewandung nicht mehr. Noch kann sie nicht verzichten auf Pelz und Wollkleid, auf Weste und Schal; doch die kleinen Farbtupfen, die sie am Himmel gesehn, holt sie sich gleich neidisch und eifersüchtig herunter. Nun putzt sie damit, was sie nur kann, steckt bunte Blumen und Bänder, flatternde Schleifen links, rechts, hinten und vorn auf Kleid, Bluse und Mantel. Und wir, die getreuen Sklaven, folgen begeistert ihrem Diktat.

Da ist das schwarze Nachmittagskleid mit dem schlichten weißen Krägelchen und den weißen Knöpfen. Hübsch und seriös, — aber wir wollen's jetzt amüsanter haben. So schneiden wir uns cremefarbene und rote Blüten aus starkem Filz, nähen sie mit schwarzem Perlarn einem cremefarbenen Georgettekragen als fröhlichen Rand fest auf, abwechselnd rot und creme, und nehmen als Abschluß vorn eine große rote Filzschleife. Die langen Ärmelmanschetten tragen die gleiche Berandung, nur werden sie aus rotem Georgette gefertigt, der — wie auch beim Kragen — steif abgefüttert wird.

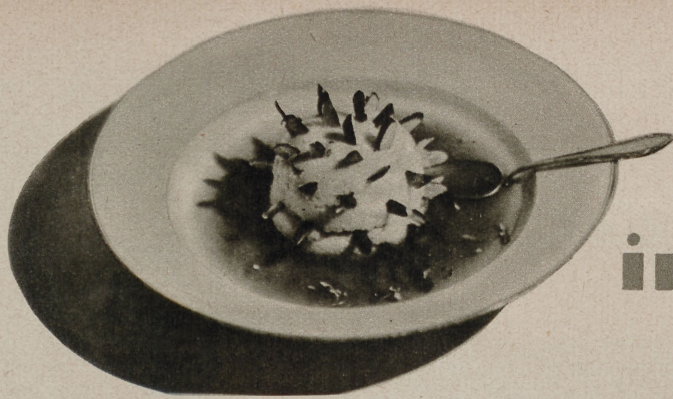
Das dunkelblaue Tageskleid ist unten beim Ärmelschluß ein bißchen abgewetzt. Das wollen wir jetzt auf neu polieren und dem ganzen biederen Gewand eine muntere Note geben. Ein Meter blauweißrot-karierter Taft soll uns dazu helfen. Dreimal je 30 Zentimeter werden abgeschnitten, umgesäumt, fein plissiert. Wir schneiden die Kleidärmel bis zur Dreiviertelänge ab, versäumen mit einem Taftstreifen. Von den plissierten Teilen schließen wir zwei zu Ärmelrollen zusammen. Das sind jetzt Unterziehmäntel, die über dem Ellbogengelenk mit Gummizug am Arm halten. Unser letztes plissiertes Stück gibt eine Halskrause. In der Mitte mit glattem Taftband zusammengehalten, das vorn zu einem schmalen Schleifchen geknüpft wird, schmeichelt solch ein Kragen unserm Gesicht und gibt uns ein bißchen von dem Jungsein — oder -aussehen —, das der Frühling verlangt. Mit den nun noch übrigen 10 Zentimetern beziehen wir Knöpfe, deren — auch ein Gebot der Mode — heuer recht viel und große sein müssen.

Den Mantel können wir nicht ändern, aber ein neues Gesicht soll er doch tragen für die paar Wochen, ehe er bis zum nächsten Herbst endgültig in den Schrank wandert. Was tun? Ein neuer Schal? Das übliche weiße Seidentuch ist schon langweilig geworden. Eine Schleife um den Hals, sie kann aus gestreifter oder getupfter Seide sein, und ihre Enden müssen weit herausflattern als Lenzwimpel und Fanfaren. Wenn wir aus demselben Stoff ein Schleifchen an unsern Filzhut setzen — aber ganz klein und bescheidenlich hier und beileibe nichts von künstlerischem Geflatter — wenn wir gar noch die Stulpen von unsern Handschuhen damit einrollen oder abfüttern, dann hat mit diesem Aufputz unser dunkler Winteranzug doch ein bißchen Heiterkeit bekommen. — Zum Schluß noch für unsern braunen Allwettermantel, den flauschigen Trenchcoat, eine Unterziehweste.

Das schwarze Nachmittagskleid ist mit roten Filzblüten garniert



Wir stricken sie aus bunter Wolle. Einen Schlauch um die Taille, nach vorn hinauf ein Lätzchen, das die Brust schützt, dann wieder ein kleiner Schlauch, der Rollkragen. Das ist für eine geschickte Frau, sehr leicht zu arbeiten, und, wenn's fertig ist, haben wir ein Westchen, das ungemein fesch und lustig aussieht. Beige-braun-rot wäre eine hübsche Farbenzusammensetzung, es kann aber auch himmelblau sein oder rot allein. Wir richten uns da nach der Baskenmütze, die wir tragen, und auch nach dem Röckchen oder Kleid, das wir unterm Mantel anhaben. Denn das ist natürlich das oberste Gebot: Geschmack allein muß entscheiden.



Flockenigel in Saft

Bei dem Wort „Haferflocken“ haben die meisten Menschen gleich eine Vorstellung von zwangsweise verordneter Diät in Krankheitstagen, die dem verwöhnten Gaumen wenig Anreizendes bietet. Das kommt daher, daß man sich mit den Haferflocken viel zu wenig beschäftigt, sie nur als ungeliebte Schleimsuppen an Tagen kennt, an denen man schon ohnehin keinen Appetit hat. Man versuche aber einmal mit Liebe und Abwechslung zubereitete Haferflockengerichte auch in gesunden Tagen; man wird über ihren Wohlgeschmack sehr erstaunt sein. Es gibt nicht viele Nahrungsmittel, die bei größtem Nährwert so viel wertvolle Aufbau- stoffe in sich vereinen wie unsere guten, deutschen Haferflocken. Sie sind Kraftspender ersten Ranges und dabei so preiswert, daß auch die wenig bemittelte Hausfrau sie zu Nutz und Frommen ihrer Lieben immer wieder auf den Tisch bringen kann.

Zu allen Suppen können Haferflocken als Einlage oder auch nur als Bindemittel Verwendung finden. Im letzteren Falle quellt man die Flocken getrennt aus und rührt sie durch ein Haarsieb in die Suppe. Besonders gut sind alle Gemüse-Suppen, Tomaten- und Obst-Suppen mit Haferflocken. Rechts von den Bildern finden Sie eine Reihe neuer, wohlherprobter Rezepte.

Haferflocken im Hausgebrauch

Text und Aufnahmen von Traute Walther



Pikante Brisoletten. In einer kräftigen Brühe von Wurzelwerk, Sellerie, Porree und Zwiebel quellt man für fünf Personen ungefähr $\frac{1}{2}$ Pfund Haferflocken zu einem steifen Brei aus, den man mit wenig Salz, Pfeffer und gewiegter Petersilie oder mit englischer Soße oder mit Käse oder Tomatenketchup oder mit gewiegten Pilzen abschmeckt und erkalten läßt. Mit der Hand arbeitet man 1 bis 2 Eier in diesen Brei, formt Brisoletten daraus, die in Reibsemmel gewendet und in Butter oder Fett gebraten werden. Sehr gut zu grünem Salat und zu allen Gemüsen.

Zum Flockenaufguss mit Obst läßt sich jedes Obst, besonders auch Dörrobst, verwenden. Die Flocken quellt man in dem mit etwas Wasser verdünntem Saft des Obstes zu einem mäßig steifen Brei aus. Gehackte Mandeln und etwas Butter oder süße Sahne verfeinern den Geschmack, ohne jedoch unbedingt notwendig zu sein. Mit diesem Brei, den man nach Zucker abschmeckt, füllt man eine gut gebutterte Auflaufform aus, legt das Obst hinein und deckt es mit Brei zu. Mit ein paar Butterflockchen bestreut, eine knappe halbe Stunde im Ofen backen und kalte vanillierte Milch dazugeben.

Unsere Kinder sind Haferflocken-Speisen besonders dienlich, sie bauen auf, ernähren und sind dabei leicht verdaulich. Kindern bringe man aber stets Abwechslung in ihre Mahlzeiten.

Der schwimmende Igel besteht aus einem Haferflockenbrei, den man in kalt ausgespülten Tassenköpfen erkalten läßt und dann stürzt. Er wird mit Mandeln gespickt und schwimmt in einem See von frischem Fruchtsaft. Den Brei kocht man einmal mit gehackten Mandeln, ein anderes Mal mit Rosinen, auch mit Apfelsinen- oder mit Himbeersaft. Diesen roten Brei füllt man in eine Herzform, die man gestürzt mit gesüßter Milch umgibt, und hat dann ein „Flammen- des Herz im Schnee“, das den Kindern gleich hundertmal besser munden wird als „nur“ Haferflockenbrei. In eine Hasenform füllt man einen Brei, der mit Schokolade gekocht wurde. Zum „Goldenen Ring“ nimmt man Brei in Apfelsinensaft gekocht, füllt ihn in eine Ringform, in die man zu unterst einzelne Kirschen, Mirabellen etc. legt. Wenn der Ring dann gestürzt ist, bilden die Früchte die bunten Steine des Rings.

Rohe Haferflocken streut man auf grüne Salate, auf Gemüse- und Obstsalate. Ihr nußähnlicher Geschmack wird immer angenehm empfunden.

Als Nachtisch seien süße Flockenschnitten empfohlen. Ein süß gekochter, beliebig abgeschmeckter Brei wird mit 1 bis 2 Eiern abgezogen und zum Erkalten hingestellt. Mit einem breiten Messer sticht man Schnitten ab, wälzt sie in Reibsemmel und brät sie in Butter goldbraun. Sie sind mit kalter Vanillesoße, mit Kompott oder mit Zucker und Zimmt ausgezeichnet.



Flocken-Auflauf mit
Aprikosenkompott



Pikante Flocken-Briso-
letts, die in Butter
gebraten und mit
Gemüse angerichte-
werden

Wickel, Packungen

Der Arzt ist gegangen. Sie stehen da, leicht verstört. Die Diagnose hat Sie erschreckt. Was hat er doch eigentlich verordnet? „Machen Sie sofort einen Brustwickel, gnädige Frau!“ Oder hat er vielleicht „Packung“ gesagt? Macht man solche Umschläge warm oder kalt? Der Kopf schwirrt Ihnen. Natürlich hat der Arzt die Durchführung seiner Anordnung in kurzen Worten beschrieben. Aber plötzlich merken Sie mit Schrecken: Durch die plötzliche Erkrankung Ihres Mannes waren Sie so außer Fassung, daß Sie die ärztliche Verordnung nicht richtig aufgefaßt haben. Nur der Schluß der Doktorrede klingt Ihnen noch warnend in den Ohren: So durchschlagend der Erfolg der feuchten Umschläge bei richtiger Anwendung ist, so sehr kann eine unsachgemäße Ausführung schaden.

Um Ihnen ein für allemal jede Unsicherheit beim Anlegen eines Wickels, eines Umschlages oder einer heißen Packung zu nehmen, soll Ihnen im folgenden eine ausführliche Anleitung gegeben werden:

Jeder Wickel schafft eine Wärmestrichschicht, die aufweichend, lösend und schweißtreibend wirkt. Je nach dem Sitz der Erkrankung verordnet der Arzt Hals-, Schulter-, Brust-, Rumpf-, Leib- oder Fußwickel. Vor dem Anlegen des Wickels wird das notwendige Material zurechtgelegt. Ein lockeres Leinenhandtuch dient, wenn kein poröser Seidenstreifen zur Hand ist, als feuchte Einlage. Von größter Wichtigkeit ist nun, daß das äußere, wollene Umschlagtuch groß genug ist, um die feuchte Einlage allseitig mindestens 5 cm zu überragen. Barchent oder anderes flockiges Baumwollzeug ist, obwohl es uns manchmal sogar in Spezialgeschäften als Wickelumschlag angeboten wird, keineswegs warm genug. Die Umhüllung muß, das sei noch einmal betont, aus Wolle sein. Ob man zwischen der feuchten Auflage und dem Wolltuch einen wasserundurchlässigen Stoff wie Billrothbattist einschiebt, bleibt dem eigenen Ermessen überlassen; unbedingt nötig ist diese Zwischenlage jedenfalls nicht. Der undurchlässige Stoff erhöht wohl die Dunstwirkung, verhindert aber die freie Ausdünstung der Krankheitsstoffe.

Ist nun z. B. ein Brustwickel verordnet, so breiten Sie die in kaltem Wasser angefeuchtete, aber nicht mehr tropfende Einlage über dem auf dem Kopfkissen bereitgelegten Wollumschlag aus. Sie helfen dem Kranken, den Oberkörper freizumachen. Er legt sich dann auf die feuchte Einlage, und die Pflegerin schlingt den Wickel rasch, aber nicht einschnürend, um die Brust und steckt das Wolltuch vorne mit Sicherheitsnadeln zusammen. Natürlich ist solch ein feuchtkühler Umschlag im ersten Augenblick etwas unangenehm. Aber schon nach fünf Minuten tritt die Dunstwirkung ein. Der Umschlag erwärmt sich rasch und der Kranke fühlt sich bald recht behaglich und nervenentspannt. Zarten Menschen und kleinen Kindern kann man, wenn sie im Wickel nicht rasch genug



Der Schulterwickel enthält eine handbreite, feuchte Einlage und ist im Rücken gefaltet



Der fertige Brustwickel wird auf der Vorderseite mit Sicherheitsnadeln zusammengesteckt

Für Augenaufschläge werden mit Zellstoff umnähte Watterpolster verwendet

und Umschläge

Die kochendheiße Dampfkompresse wird zwischen Deckeln ausgedrückt und in ein Wolltuch eingeschlagen

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff



Erhitzende Salbenaufstriche werden durch Watteauflagen warmerhalten und mit Leukoplaststreifen befestigt



Beim Fußwickel streift man trockene Wollstrümpfe über nasse Baumwollsocken

warm werden, eine Wärmflasche an jede Körperseite legen. Dauer eines Wickels: eineinhalb bis zwei Stunden. Nach dem Abnehmen sind flinkes Abtrocknen, ein frisches Nachthemd und sofortiger Schlaf das beste. Nach jeweiliger ärztlicher Verordnung wird zwischen den einzelnen Wickeln eine Pause eingeschoben.

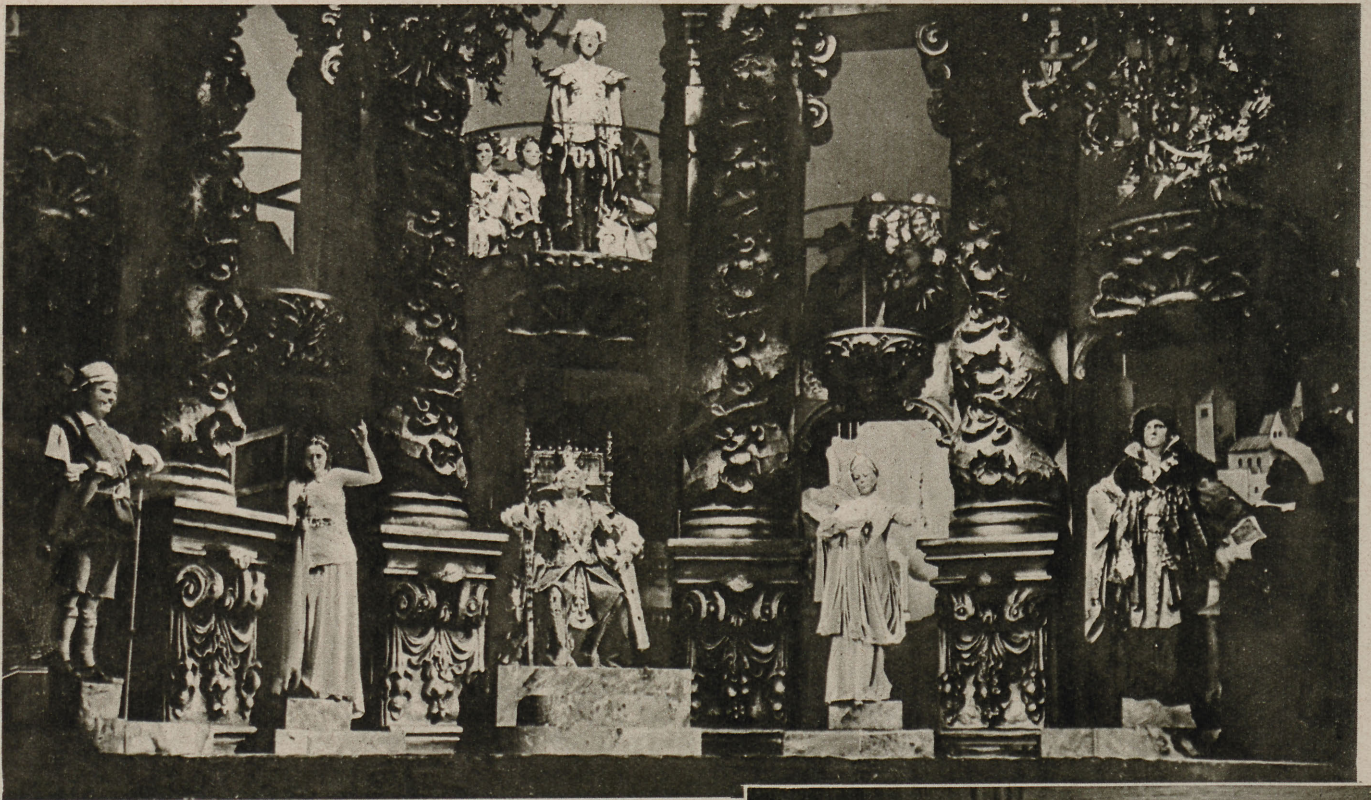
Eine einfache Form ist der Fußwickel, der bei Schlaflosigkeit, ersten Erkältungserscheinungen oder beginnendem Schnupfen wahre Wunder zu wirken vermag. Ein Paar baumwollene Söckchen werden angefeuchtet über die Füße gestreift und längere, dicke Wollstrümpfe darüber gezogen. Das Kind schläft meist sofort ein.

Sind indessen vom Arzt heiße, nasse Auflagen verordnet worden, so macht man dem Kranken einen Dampfumschlag. Ein mehrfach zusammengelegtes Handtuch wird in kochendes Wasser gelegt, mit einem Holzlöffel wieder herausgehoben und auf einen Kochtopfdeckel gelegt. Zwischen zwei Deckeln pressen Sie nun das überflüssige kochende Wasser heraus, schlagen die heiße Kompresse in ein wollenes Tuch ein und legen den Dampfumschlag auf die Körperstelle. Mit einem vorher unter dem Rücken durchgezogenen zweiten Wolltuch wird diese Auflage auf dem Leib befestigt. Solch ein Umschlag bleibt einige Stunden liegen. So können bedeutend höhere Temperaturen ertragen werden als bei heißen Aufschlägen, die unmittelbar auf die Haut gelegt werden. Nach Entfernung der Packung trocknet man gut ab und hüllt den kranken Körperteil noch für einige Stunden in ein Wolltuch.

Ein naher Verwandter der heißen Kompresse ist der Breiumschlag. Gewöhnlich nimmt man hierzu Leinsamen, der in kaltem Wasser angerührt, dann langsam erwärmt und gekocht wird. Die hierdurch entstehende zähbreiige Masse wird heiß in ein Waschsäckchen gefüllt, das man flach auf die schmerzende Hautstelle auflegt. Auch hier hält ein Wolltuch die feuchtheiße Auflage fest. Man bekommt auf ärztliche Verschreibung auch fertige breiartige Medikamente, die im Wasserbad erwärmt und dann 1 cm dick auf die Haut aufgetragen werden. Eine Watteauflage, durch Leukoplaststreifen gehalten, befestigt diesen Verband. Soll trockene Wärme zugeführt werden, so hilft am sichersten und bequemsten das elektrische Heizkissen. Bei kleinen Kindern muß ständig darauf geachtet werden, daß ihre Fingerchen nicht an den eingehüllten Drähten spielen. Das Heizkissen darf auch niemals unmittelbar mit feuchten Tüchern in Berührung kommen. Ist kein Heizkissen zur Hand, können auch heiße Salzsäckchen aufgelegt werden.

Zu Augenkompressen nimmt man locker zusammengelegte Taschentücher. Leichter ist aber eine Auflage aus einem eigroßen Wattebausch, der, mit Zellstoff umwunden, zusammengenäht ist.

Alice Henkel.



Hugo von Hofmannsthal's „Großes Westtheater“ dem das gleichnamige Werk Calderons zugrunde liegt, fand im wiedereröffneten Deutschen Theater zu Berlin durch Max Reinhardt eine glanzvolle Inszenierung

Theater

Rechts:

Richard Billinger, der rasch berühmt gewordene Dichter der „Rauhacht“, hatte mit seinem neuen Schauspiel „Rosse“ bei der Uraufführung im Berliner Schauspielhaus einen bedeutenden Erfolg. — Walter Frandk als Großknecht mit Hilde Koerber und Alexander Granach



„John Gabriel Borkmann“, Ibsens hintergründiges Altersdrama, übte bei seiner Neuaufführung in der „Komödie“ in Berlin aufs neue seine tiefe Wirkung. — Paul Wegener in der Titelrolle mit Hedwig Wangel
Aufnahmen: Schierl

Rechts:

Szenenbild aus der „Hafenlegende“ von Renate Uhl, einem im Deutschen Nationaltheater in Weimar (und gleichzeitig in Hamburg) uraufgeführten Schauspiel, das im düster-romantischen Milieu eines Großhafens spielt und den Kampf eines Arbeitslosen gegen das ihn bedrückende Elend zeigt
Aufn. Herm. Ekner, Weimar



Berufsberatung für die Frau

Kranken- und Magdalenenpflege / evangel. Diakonieverein.

Ich bin 20 Jahre alt, evangelisch, und hatte die Absicht, Krankenschwester zu werden; höre nun aber, daß der Andrang gerade zu diesem Berufe gegenwärtig ein sehr starker ist, und hege daher Bedenken, ihn zu wählen, da ich befürchte, es werde später mit der Gelegenheit zur Berufsausübung hapern. Ich wünsche mir aber ein Tätigkeitsfeld, das mich unbedrängt ausfüllt und zu freier Liebestätigkeit ermächtigt. Gibt es vielleicht noch andere Berufsmöglichkeiten nach dieser Richtung, und welche? Ist Gelegenheit zu kostenloser Ausbildung irgendwo vorhanden, und wo?

Leider geht aus Ihrer Anfrage nicht hervor, ob Sie Vorkursbildung oder eine entsprechende Allgemeinbildung haben. In diesem Falle würden wir Ihnen Vorkursbildung mit dem „Evangelischen Diakonieverein“ empfehlen (Anschrift: Berlin-Zehlendorf, Glodenstraße 8), dessen Schwesterfirma auf mehr als 300 Arbeitsgebieten Gelegenheit zu vielseitiger Tätigkeit in allen Zweigen der Wohlfahrtspflege erhält. Die Ausbildung erfolgt ohne Verpflichtung für die Zukunft und ohne Kautionsstellung, bedingt aber neben der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche vollendetes 19. Lebensjahr, gute Gesundheit und hauswirtschaftliche Vorkenntnisse, in deren Ermangelung die hauswirtschaftliche Vorkursbildung des evangelischen Diakonievereins besucht werden kann. Die Schülerinnen können außer der zweijährigen Ausbildung zur Krankenpflegerin mit abschließender staatlicher Prüfung auch eine Wirtschaftsausbildung wählen, die insgesamt gleichfalls zwei Jahre dauert und einen halbjährigen Krankenpflegekursus einschließt. Dessen durch Hausprüfung beendeten Lehrgang kann später die Weiterbildung zur staatlich anerkannten Haushaltungsführerin angegliedert werden. Eine dritte Möglichkeit bietet die Ausbildung als Anstalts-erzieherin, die gleichfalls zweijährig ist, praktische Arbeit mit Fürsorge-gehilfen auf den verschiedenen gewerblichen und hauswirtschaftlichen Gebieten erfordert und eine sechsmonatige theoretische Unterweisung mit abschließender Hausprüfung bietet. Die eintretenden Schülerinnen müssen Vereinsmitglieder werden; nach abgeschlossener Vorkurszeit werden geeignete Schwestern in die Vereinschwesterfirma aufgenommen, nachdem sie eine zweijährige Probezeit durchgemacht haben. Die Schwesterfirma ist gesellschaftlich organisiert, besitzt Feierabendhäuser und andere Einrichtungen, die ihren Mitgliedern zufließen können. Wir raten Ihnen daher: Fordern Sie den Prospekt an, aus dem Sie alles Nähere entnehmen werden.

Medizin-Studium, Hebammenausbildung

Welche Vorbereitungen sind nötig, um zum Studium der Medizin zugelassen zu werden? Meine Ausbildung besteht in neunjährigem Schulbesuch, anderthalb Jahren hauswirtschaftlichem Seminar in Sachsen, Prüfungen in Kranken- und Säuglingspflege. Genügt es, wenn ich Latein lerne? Wer kann mich in Frankfurt a. Main am besten beraten? Wie steht es mit der Ausbildung zur Hebammenschwester? Kann man sie kostenlos haben? Gibt es eine bestimmte Altersgrenze?

Schwester L. M., Frankfurt

Sie brauchen zum medizinischen Studium Hochschulreife; wenn Sie eine Oberrealschule absolviert haben, den Nachweis des kleinen Latinums. In Ermangelung eines Reifezeugnisses dürfte also lateinischer Unter-

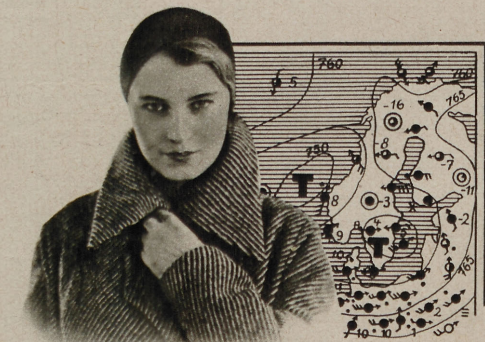
richt nicht genügen, sondern das Reifezeugnis muß erworben werden. Beratung finden Sie in Frankfurt a. M. beim „Abd. Auskunftsamt für Studien- und Berufsberatung“ (Kügelhaus, Zimmer 84). Für die Ausbildung zur Hebammenschwester genügt Volksschulbildung. Lehrgänge finden statt an Universitäts-Frauenkliniken und den Provinzial-Hebammenlehranstalten. Die Schülerinnen wohnen während der Ausbildung in der Anstalt und zahlen einen Beitrag zu den Verpflegungskosten. Die Ausbildung dauert in Preußen 1½ Jahre. Höchstgrenze des Aufnahmealters: 30 Jahre.

Bibliothekarin oder Dolmetscherin

Ich bin 20 Jahre alt, stehe allein in der Welt, bin seit fast einem Jahr im Haushalt tätig, fühle mich aber recht unglücklich in dieser Arbeit und werde wohl niemals froh dabei werden. Ich lernte vor Jahren im Buchhandel, gab es aber nach einem halben Jahre aus finanziellen Gründen auf, obwohl ich Freude daran hatte. Ich möchte etwas lernen, habe nur Volksschulbildung, spreche genug Französisch, um eine Unterhaltung zur Not zu führen. Ich hätte am liebsten Lust zur Bibliothekarin oder Dolmetscherin, Bücher liebe ich, und Sprachen lerne ich leicht. Wie ist die Verdienstmöglichkeit, was für eine Ausbildung kommt in Frage? Gibt es Abendschulen, die ich besuchen könnte, ganze oder halbe Freistellen, da mir außer wenigen Ersparnissen keine Geldmittel zur Verfügung stehen? Ich müßte tagtäglich arbeiten, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, habe ungeheure Energie, würde das Einfährige, auch das Abitur machen, wenn's sein müßte, auch studieren.

S. L., Richterfelde-28.

Daß Sie etwas lernen wollen, ist durchaus vernünftig; denn die Aus-sichten, sich im ungelerten Beruf den Lebensunterhalt zu verdienen, ver-schlechtern sich immer mehr. Mit zwanzig Jahren ist man ja auch keines-wegs zu alt dazu, eine Berufsausbildung anzustreben. Schade ist es nur, daß Sie der Arbeit im Haushalt keinen Geschmack abgewinnen können, denn eine Erwerbstätigkeit bzw. eine entlohnte Stellung aufzugeben, dazu könnte man in der gegenwärtigen schweren Wirtschaftskrise wirklich nie-mandem raten. Am wenigsten, wenn die Berufswünsche so wenig Aus-sichten auf sicheren Erwerb bieten wie in Ihrem Fall. Auf den Beruf der Dolmetscherin sind wir schon wiederholt eingegangen; vgl. Sie das in den Heften 5 und 53 des Jahrgangs 1931 Gefagte; Beherrschung einer einzigen Sprache genügt keinesfalls, vollkommene Beherrschung dürfte ohne Aufenthalt im Auslande überhaupt nicht zu erzielen sein. — Als Bibliothekarin käme bei Volksschulbildung für Sie lediglich der Dienst an Volksbibliotheken in Frage. Die Fachaus-bildung dauert drei Jahre; verlangt wird für die Zulassung außer dem Nachweis abgeschlossener Volksschulbildung mindestens fünfjährige Erfahrung auf einem Gebiet des praktischen Arbeitslebens sowie Ablegung einer be-sonderen Zusatzprüfung. Drei Semester beansprucht der Lehrgang an einer staatlich anerkannten Bibliothekarschule, drei Semester der praktische Dienst. Wie Sie sehen, fehlen Ihnen aber vorläufig die Voraussetzungen. Bei dem großen Andrang zu allen Berufen ist auf Freistellen nicht zu rechnen. Abend- und Gymnasien zur Erlangung der mittleren Reife bzw. des Abiturs gibt es wohl; wir glauben aber nicht, daß ihr Besuch sich ohne weiteres mit der Ausübung eines hauswirtschaftlichen Berufes vereinigen läßt, da man gerade in diesem Fach die Abende nicht frei hat, während beispielsweise der achtstündige Arbeitstag einer Arbeiterin oder Angestellten die Möglichkeit zur Fortbildung in den Abendstunden eher bietet. — Sie sollten die Frage des Berufswechsels nochmals gründlich prüfen, nötigenfalls unter Zuzugnahme der öffentlichen Berufs-beratung des Landesarbeitsamtes Brandenburg, Berlin NW 40, Moon-straße 9. — Eine Zusammenstellung von Berufen für Volksschülerinnen haben wir in Heft 23 des vorigen Jahrgangs gegeben.



Nivea-Creme hinterläßt keinen Glanz. Ihre besondere Wirkung beruht auf ihrem Gehalt an Euzerit, und das finden Sie in keiner anderen Hautcreme.

N 297

Schützen Sie Ihre Haut bei kalter Witterung

vor allem wenn es regnet, weht oder schneit durch Nivea-Creme. Reiben Sie allabendlich und auch am Tage, bevor Sie ins Freie gehen, Gesicht u. Hände mit Nivea-Creme ein. Dann wird Ihre Haut widerstandsfähig gegen Wind u. Wetter; sie bleibt weich und geschmeidig.



* Dosen 15 Pf. bis RM 1.—, Tuben 40 u. 60 Pf.

Chlorodont - die Qualitäts-Zahnpaste -

Chlorodont, morgens und vor allem abends angewendet:
beseitigt häßlichen Zahnbelag
und üblen Mundgeruch

ist sparsam im Verbrauch
und daher preiswert

Was sind ultraviolette Strahlen?

Die bekannte „Höhen-sonne“-Original Hanau- sendet in reichem Maße ultraviolette Strahlen aus, die viel stärker sind als die des natürlichen Sonnenlichtes. Diese Strahlen führen eine intensive Durchblutung des Körpers herbei, beseitigen Trägheitsstoffe und ersetzen lange Badekuren. Durch Bräunung der Haut und gesunde Gesichtsfarbe kommt die prächtige Wirkung auch schon äußerlich zum Ausdruck.

Die neuesten Prospekte erhalten Sie von der
Quarzlampen - Gesellschaft m. B. H.
Hanau am Main Postfach Nr. 11
Zweigstelle: Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/11

KÜNSTLICHE HÖHENSONNE

Silbenergänzungsrätsel

1		pi	er	rot
2	re	go	li	ath
3	de	ti	a	ra
4	na	ka	ka	du
5		da	ri	us
6	mu	a	la	riph
7	he	na	par	ra
8	ha	li	me	at
9	in	o	n	ent
10		se	ku	te
11		e	du	son

a — al — ar — ath
 — de — di — di —
 dri — du — ent — er
 — fo — gai — ge —
 ha — hen — in — ka
 — ka — kan — la —
 la — le — li — li
 — men — na — ne —
 nu — o — pro — ra
 — ra — ri — ri —
 rich — ro — rot — son
 — te — tri — u — us —
 var

Die vorstehenden Silben sind derart in die freien Felder der Figur einzusetzen, daß man in jeder Reihe 2 dreisilbige Wörter unterstehender Bedeutung erhält. Die in der Mittelspalte eingetragene Silbe bildet gleichzeitig die Endsilbe des linken und die Anfangsilbe des rechten Wortes einer Reihe.

gene Silbe bildet gleichzeitig die Endsilbe des linken und die Anfangsilbe des rechten Wortes einer Reihe.

1. afrikanisches Hochwild — Harlekin,
2. spanischer männlicher Vorname — biblischer Riese,
3. Widerruf — päpstliche Krone,
4. Knete — Papageienart,
5. Roman von Ebers — Perserkönig,
6. Pelzart — Gotenkönig,
7. Ort der Verdammnis — spanische Landschaft,
8. Jagdruf — Zeichengerät,
9. südamerikanischer Eingeborener — Morgenland,
10. Hautkrankheit — Kreisschnittlinie,
11. dünn ausgewalztes Metall — amerikanischer Erfinder.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der linken und die Endbuchstaben der rechten Wörter, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort. 29197

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Eherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
15	16	17	18	19	20	21
23	24	25	26	27	28	29
31	32	33	34	35	36	37
39	40	41	42	43	44	45
47	48	49	50	51	52	53
	55	56	57	58	59	60
						29208

Karreerätsel (Gefällig geschickt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 60 fortlaufend gelesen, ergeben einen Gedankensplitter.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | |
|------------------------------|----|----|----|----|
| 1. Turnvater | 1 | 28 | 25 | 10 |
| 2. Stadt an der Saale | 25 | 31 | 6 | 17 |
| 3. Körperorgan | 22 | 2 | 8 | 4 |
| 4. Aufrührer | 5 | 7 | 54 | 9 |
| 5. Stadt in Hannover | 20 | 9 | 33 | 36 |
| 6. Rassehund | 3 | 31 | 24 | 21 |
| 7. norwegischer Komponist | 16 | 27 | 13 | 19 |
| 8. Berliner Bildhauer (†) | 58 | 12 | 50 | 57 |
| 9. Schlachtort in Frankreich | 30 | 26 | 11 | 31 |
| 10. Gotteshaus | 40 | 23 | 5 | 39 |
| 11. tierische Milchdrüse | 38 | 18 | 15 | 45 |
| 12. Destillationsprodukt | | 55 | 49 | 51 |
| 13. Laubbaum | 53 | 42 | 43 | 56 |
| 14. Stadt in Irland | 47 | 37 | 58 | 52 |

Auflösungen aus Nr. 9

Hoffnung: Recht auf — aufrecht. Karreerätsel: Keiner ist so klug, daß er nicht ein wenig Narrheit uebrig haette. — 1. Tiger, 2. Basel, 3. Danton, 4. Hagen, 5. Rhone, 6. Jltis, 7. Regel, 8. Reseda, 9. Rigi, 10. Heine, 11. Chur, 12. Kitt, 13. Wels, 14. Reuter. Silbenrätsel: Des Menschen Eherkunft ist eitles Nichts. — 1. Dornröschen, 2. Einmaleins, 3. Schlittensfahrt, 4. Malerei, 5. Ehrenpreis, 6. Nordlicht, 7. Spatzaffe, 8. Chianti, 9. Erbschaft, 10. Nobel, 11. Schildkröte, 12. Epiphania, 13. Hohenstaufen, 14. Einsiedler, 15. Noßbach, 16. Katarakt, 17. Unterhaus.



Togal

unübertroffen bei
**Rheuma / Gicht
 Kopfschmerzen**
 Ischias, Hexenschuß und Erkältungskrankheiten. Stark harnsäurelösend, bakterientötend! Absolut unschädlich! Ein Versuch überzeugt!

Übergardenen-Stoffe sowie Übergardenen u. Gardinen fixiert im Direktversand zu Tiefpreisen. Qualitätsware • fabrikmäßige Auswahl. Muster frei.

Max Graef

ALSNITZ I.V.
 Anerkennungen aus ganz Deutschland
 Verl. Sie Musterpäckchen Nr. 40

Billige Briefmarken

zur Auswahl sendet
Hugo Siebert, gegründet 1893
 Altona / Elbe, Alsenplatz 6.

Radiumbad Oberschlema

das stärkste der Welt

daher **überragende** Heilerfolge bei Rheuma, Gicht, Neuralgien, Blutgefäß- und Nervenleiden, Wechseljahrsbeschwerden, Alterserscheinungen. Einer sagt's dem Andern!

Prospekt 7 d. frei durch die Kurverwaltung.



„KÜPPERSBUSCH“

ist die führende Marke
 für Herde u. Oefen aller Art

„Küppersbusch“

für Herde u. Oefen das weitaus größte und führende Werk Europas, ist in der Lage, Ihnen **das Beste, Neueste u. Preiswerteste** zu liefern!

Für Haushalterde u. -Oefen Verkauf in Fachgeschäften, wo nicht vorhanden, bitte sich an uns zu wenden!

Für Kochanlagen u. Kücheneinrichtungen für Pensionen, Gaststätten, Heilanstalten usw. erbitten wir Anfrage. Sie erhalten unverb. u. kostenlos ersten fachmännischen Rat.

F. KÜPPERSBUSCH & SOHNE A.-G.

Gelsenkirchen

Falsche Zähne

bequem und fest den ganzen Tag!

Soll Ihr künstl. Gebiß den ganzen Tag lang bequem, sicher und fest sitzen, so besorgen Sie sich Dentofix, ein neuerprobtes antiseptisches Pulver, und bestreuen damit die Platte. Sie werden mehr als zufrieden sein und können alles Unbequeme mit Ihrem Gebiß vergessen. Lachen, sprechen, essen Sie, wie Sie wollen. Dentofix ist erfrischend und verhindert üblen Mundgeruch, ist eine Wohltat für den Gaumen. Zufriedenheit wird garantiert. Besorgen Sie sich noch heute eine Dose Dentofix für nur RM 1,—. In Drog. u. Apoth. oder, wenn nicht erhältlich, direkt. Muster gegen 30 Pfg. in Marken. F. Hilgers & Co. G 1, Niederlahnstein, Rh.

Hastreiter's

Hämorrhoidal

Kräuter-Sitz-Kissen
 R.A.P. - D.R.G.M.
 Nachweisbar erfolgreich!
 Prospekt frei.
 Alleinhersteller:
Fr. Hastreiter
 Neugermring 22
 bei München

Aus Dank!

Ich teile gern jedermann vollständig kostenlos und ohne jede Verpflichtung mit, wie meine Frau von schwerer, als unheilbar erklärter Lähmung vollständig geheilt wurde.
J. Schwarzbauer
 Schneidermeister
 München W 2
 Fierzbergstraße 17